

Ginst & Heute

Heft 22

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Wirtschaftsgeschichte

Berneck im Mittelalter

Museum Zavelstein

Kohlebrennen im 1. Weltkrieg

Justinus Kerner in Wildbad

Altensteig-Dorf 1813

Hirsau und Cluny

Hirsau: Symbole und Zeichen

200 Jahre Amtsgericht Calw

Stephanuskirche Neuweiler

Kaltenbronner Forsthäuser

Bankenwesen im Oberen Wald

Das Bild auf der vorderen Umschlagseite zeigt Alexander Maximilian Friedrich Freiherrn von Buwinghamen-Wallmerode hoch zu Ross in der Husarenuniform. Mehr ist über ihn im Inneren dieses Heftes zu lesen, Seite 19 ff.

Das Bild hat der anfänglich unter dem Kurfürsten von der Pfalz Carl Theodor für den Mannheimer Hof tätige „Kabinetts-Landschaftsmaler“ Ferdinand Kobell (geb. 1740 in Mannheim, gestorben 1799 in München) gemalt. Es trägt rechts unten die Signatur „F. Kobell“; Öl auf doublierter Leinwand, 43 x 37 cm. Das Bild wurde 2006 über die Auktion Nagel zum Verkauf angeboten. Wann und wo der Maler und der bereits zu Ehren gekommene Portraitierte zusammentrafen, ist nicht bekannt.

Ferdinand Kobell hatte als junger Mann bereits in Heidelberg mit dem Jurastudium begonnen, als er dem Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz durch seine Mal- und Zeichenkünste auffiel. Der unterstützte seine Malerlaufbahn und schickte ihn für 1 ½ Jahre zum Studium nach Paris. Nach seiner Rückkehr wurde Kobell am Mannheimer Hof kurfürstlicher Kabinettsmaler und Professor an der Mannheimer Akademie. 1793 folgte er seinem Dienstherrn nach München, dort starb er 1799. Kobells Werk umfasst vorwiegend Landschaftsmalereien und Radierungen. Anfänglich an holländischen Vorbildern orientiert, entwickelte er sich mehr und mehr zu einem Landschafts-Realisten. Eine seiner Bilderserien widmet sich der Aschaffenburger Gegend.

Auch Ferdinand Kobells Bruder Franz wurde Landschaftsmaler und Radierer; auch er kam in Mannheim zur Welt (1749) und starb als „Hofmaler“ in München (1822).

Dritter der Malerdynastie Kobell war Ferdinands Sohn und Schüler Wilhelm, 1766 in Mannheim geboren und 1855 – ebenfalls in München – gestorben, nachdem er 1792 als Hofmaler nach München gekommen und 1808 dort zum Akademiedirektor ernannt, 1833 sogar in den Adelsstand erhoben worden war. Ihn haben seine realistischen Tier- und Landschaftsdarstellungen (u.a. vom Tegernsee), seine Bilddokumentationen aus den napoleonischen Kriegen und seine Radierungen bekannt gemacht.

HW

Sinft & Heute

Heft 22
2012

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw

Herausgeber:
Kreisgeschichtsverein Calw e.V.

Redaktion: Hermann Wulzinger

Beirat: Klaus Pichler, Martin Friß, Horst Roller

Anschrift des Kreisgeschichtsvereins Calw e.V.

Hans Schabert
Laienbergstraße 135
75323 Bad Wildbad

E-Mail: HansSchabert@t-online.de

Internet: www.kgv-calw.mianba.de

Inhaltsverzeichnis

Heft 22, 2012

	Seite
Vorwort des Ersten Vorsitzenden Hans Schabert	4
Zum Inhalt dieses Heftes Hermann Wulzinger	5
Zur Wirtschaftsgeschichte des Nördlichen Schwarzwaldes Otto Großmann, Höfen / Leonberg	6
Neues zur Bernecker Geschichte im Mittelalter Die Herren von Gültlingen und das Bernecker Hochgericht Dietmar Waidelich, Karlsruhe	11
Bilder der Familie zu Buwinghausen von Wallmerode Klaus Pichler, Zavelstein	15
Kohlebrennen im Stellungskrieg 1915 in Flandern Fritz Barth, Bad Wildbad-Calmbach	23
Vor 200 Jahren machte Justinus Kerners Wildbad-Buch den Nordschwarzwald bekannt Martin Frieß, Calw	25
Warum wurde Altensteig-Dorf 1813 entwaffnet? Fritz Kalmbach, Dettingen-Erms	29
Hirsau: Clunys „jüngere Schwester“ Klaus-Peter Hartmann, Calw-Hirsau	32
Hirsau: Symbole, Zeichen, Attribute im mittelalterlichen Kirchenbau Reinhold Späth, Calw-Hirsau	37
200 Jahre Amtsgericht Calw Gerhard Glinka, Calw	43
Die Stephanuskirche Neuweiler Klaus-Peter Lüdke, Neuweiler	47
Die Forsthäuser im Bereich des Kaltenbronn Uli Blumenthal, Bad Wildbad	52
Seit 120 Jahren hat Neuweiler eine Bank im Dorf Hans Schabert, Bad Wildbad	57

Die Autoren und ihre Anschriften:

Dr. Otto Großmann, Paulusstraße 7, 72119 Leonberg, E-Mail: ottogrossmann@gmx.de
Dr. Dietmar Waidelich, Konradin-Kreutzer-Straße 7, 76185 Karlsruhe, E-Mail: dietmar.waidelich@abscix.com
Dr. Klaus Pichler, Schulstraße 21, 75385 Bad Teinach-Zavelstein, E-Mail: k.pichler@t-online.de
Fritz Barth, Hölderlinstraße 5, 75323 Bad Wildbad-Calmbach, E-Mail: fritz.barth@mianba.de
Martin Frieß, Kreisarchiv, Landratsamt, 75365 Calw, E-Mail: martin.friess@kreis-calw.de
Fritz Kalmbach, Drosselweg 16, 72581 Dettingen-Erms, E-Mail: fritz.kalmbach@t-online.de
Dr. Klaus-Peter Hartmann, Unterer Comventrain 8, 75365 Calw, E-Mail: klaus-peter.hartmann@web.de
Reinhold Späth, Altburger Weg 11, 75365 Calw-Hirsau, E-Mail: e.r.spaeth@t-online.de
Gerhard Glinka, Meraner Weg 15, 75365 Calw, E-Mail: famglinka@yahoo.com
Klaus-Peter Lüdke, Marktstraße 3, 75389 Neuweiler, E-Mail: pfarramt.neuweiler@elkw.de
Uli Blumenthal, Eugenstraße 7, 75323 Bad Wildbad, E-Mail: blumenthal.uli@t-online.de
Hans Schabert, Laienbergstraße 135, 75323 Bad Wildbad, E-Mail: HansSchabert@t-online.de

Vorwort des Ersten Vorsitzenden

Liebe Leserinnen und Leser,

im Jahr 1990 erschien das erste „Einst&Heute“-Heft, heute halten Sie die Nummer 22 in der Hand. In der Ausgabe 1 schrieb der damalige Vorsitzende Jürgen Rauser: „Dieser kleine ‚Almanach‘, um dessen Zustandekommen sich besonders engagiert Herr Studiendirektor Hermann Scheurer, Nagold, sowie auch Herr Dr. Pichler, Zavelstein, verdient gemacht hatten, will Themen mit historischem Hintergrund aus dem ganzen Kreisgebiet unseren Mitgliedern vorstellen und zugleich dem Anliegen des Vereins, Forschung und Information zu fördern, einmal mehr gerecht werden.“ Seither ist dies in 20 weiteren Ausgaben, teils Themenheften, teils mit einer Vielfalt von historischen Abhandlungen erfolgt. Die Titelseiten sind sozusagen als abschließender Beitrag diesmal alle abgedruckt.

Bis 2000 hatte Hermann Scheurer die Aufgabe des Redakteurs inne. Dann übernahm das Redigieren und Ordnen mit der zwölften Ausgabe im Jahr 2001 Dr. Hermann Wulzinger. Mit viel Herzblut, Zeitaufwand und Geschick bekleidete er das Amt, kündigte allerdings an, dass die 22. Ausgabe seine letzte sei, er werde nun einmal älter. Auch wenn man davon bei seiner sorgfältigen Bearbeitung unserer wichtigen Publikation nichts merkt, gilt es natürlich, die Entscheidung des engagierten Vorstandsmitglieds unseres Vereins zu respektieren.

In „seiner“ letzten Ausgabe ist wieder ein vielfältiges Themenspektrum zusammengekommen, über dessen Inhalt er auf der nächsten Seite einen Überblick gibt. **Für das verdienstvolle Wirken über mehr als ein**

Jahrzehnt hinweg sage ich im Namens des Kreisgeschichtsvereins Calw, der ganzen Leserschaft und persönlich unserem Redakteur Dr. Hermann Wulzinger ganz herzlich Dank! Anerkennung gilt auch dem auf seine Anregung hin seit der Nummer 19 mitwirkenden Beirat mit meinem Amtsvorgänger Horst Roller, Dr. Klaus Pichler und Kreisarchivar Martin Frieß, dazu nicht zuletzt dem Satz und Layout druckfertig vorbereitenden zweiten Vorsitzenden Alfred Kiefer. Dass wir das Heft an die Mitglieder kostenlos und sonst so preisgünstig abgeben können, dafür darf dem Sponsoren ab der ersten Ausgabe, der Sparkasse Pforzheim Calw gedankt werden; mit Übernahme der vollständigen Vorbereitung der Druckvorlagen ab Heft 20 hat uns das Institut eine Gestaltung in Farbe ermöglicht.

Zur Wahl als Nachfolger des Redakteurs darf ich Ihnen bei der nächsten Mitgliederversammlung Kreisarchivar Martin Frieß vorschlagen. Wir im Vorstand des Vereins sind froh, einen Fachmann gefunden zu haben, der bereit wäre, diese Aufgabe zu übernehmen. Nicht vergessen möchte ich, allen Mitautoren zu danken, die für dieses Heft fundierte Beiträge erarbeitet haben. Zwölf reizvolle Titel versetzen die Leserschaft diesmal auf vielfältige Art in alte Zeiten. Dabei wünsche ich viel Spaß – oder anders ausgedrückt: ein frohes geistiges Durchwandern vergangener Tage!

Herzlichst
Ihr
Hans Schabert



Dr. Hermann Wulzinger (2. von rechts) gilt Dank für die Arbeit als Redakteur an 11 Ausgaben von „Einst&Heute“. Das Foto zeigt mit ihm bei einem Vereinstreffen Mitte Oktober 2012 in Dornstetten (von links) Alfred Kiefer, Rolf Bott, Dr. Klaus Pichler und das 90-jährige Ehrenmitglied Fritz Roller.

Bild: Hans Schabert

Zum Inhalt dieses Heftes, gleichzeitig ein Abschiedswort

Liebe und verehrte Leserinnen und Leser,

nach dem 11. Heft habe ich im Jahr 2001 die Redaktion unserer Reihe „Einst&Heute“ übernommen, und mit der jetzigen 22. Ausgabe möchte ich dieses Amt bei zunehmendem Lebensalter wieder aus der Hand geben. Dies fällt mir umso leichter, da mit Martin Frieß, dem Archivar des Landkreises Calw, ein quasi professioneller Nachfolger aus deutlich jüngerer Generation bereit steht, der unserem Blatt mit neuen Ideen neuen Schwung verleihen kann; er muss nur noch von der nächsten Mitgliederversammlung bestätigt werden.

Erstmals finden Sie auf den letzten Seiten dieses Heftes die Titelseiten aller bisherigen 21 Vorgängerhefte abgebildet. In der Gestaltung der Titelseite sind sich die Hefte über die Jahre hinweg bewusst treu geblieben, nicht nur des Wiedererkennungswertes wegen, sondern weil das Format und die Titelblattgestaltung von Anfang an ein guter Wurf waren. Im Detail gab es freilich Änderungen: neben alten Stadt- und Urkundenansichten sind auch Bilder aus neuer Zeit auf die vordere Umschlagseite gekommen, und mit dem Jubiläumsheft Nr. 20 ist dank der Unterstützung der Sparkasse Pforzheim Calw die Bebilderung farbig geworden. Seit dem 16. Heft ist das Inhaltsverzeichnis schon auf der Titelseite abzulesen, und seit dem 19. Heft liegt das Layout – so angenehm die Zusammenarbeit mit Frau Elke Rathfelder auch immer war – nicht mehr in der Hand der Sparkasse, sondern wird von Alfred Kiefer, unserem 2. Vorsitzenden, mit viel Sorgfalt und Zeitaufwand besorgt. Lauter kleine evolutionäre Veränderungen also, die aber das Grundkonzept der Hefte nicht über Bord geworfen haben. Dieses Grundkonzept lautet weiterhin: Einst&Heute soll in erster Linie dazu dienen, dass die Mitglieder unseres Kreisgeschichtsvereins eine Plattform haben, um ihre Arbeiten einem interessierten Publikum bekannt zu machen, und dass die Leser der Hefte davon mit Genuss profitieren können. So möge es auch in Zukunft bleiben!

Allen Autoren danke ich über die Jahre hinweg für ihr kreatives Engagement im Interesse unserer Sache und für ihre Geduld gegenüber dem Redakteur – und der Leserschaft danke ich für jahrelanges treues Wohlwollen.

Auch das aktuelle Heft Nr. 22 bietet wieder eine Fülle historischer Themen aus der heimatlichen Region: Otto Großmann lässt die Entwicklung der Wirtschaft und der Sozialordnung im Nord-schwarzwald von der Frühzeit bis heute Revue passieren, Dieter Waidelich widmet sich einmal mehr der mittelalterlichen Geschichte Bernecks und der Gültlinger Herrschaft; Klaus Pichler ist mit Erfolg auf Bilderjagd zum Geschlecht der Zavel-

steiner Burgherren gegangen, und Fritz Barth stellt mit Hilfe militärhistorischer Quellen dar, welche bedeutsame Versorgungsrolle im Ersten Weltkrieg Soldaten aus dem Schwarzwald an der Front von Flandern hatten. Martin Frieß erinnert an Justinus Kerner, der vor 200 Jahren in Wildbad mit seiner ärztlichen und schriftstellerischen Tätigkeit begann und mit seinen Publikationen für die Bäderorte Wildbad, Liebenzell und Teinach warb. Fritz Kalmbach macht klar, wie sich Geschichte wiederholt: wie die Männer von Altensteig-Dorf 1813 ihre Waffen zur Unterstützung der napoleonischen Truppen abgeben mussten, so wie im 2. Weltkrieg von der Zivilbevölkerung Schier zur Unterstützung des Russland-Feldzuges eingesammelt wurden. Mit dem Kloster Hirsau befassen sich gleich zwei Beiträge: mit den frühen Kontakten zur burgundischen Benediktinerabtei Cluny Peter Hartmann und Reinhold Späth mit einem kunsthistorischen Spaziergang durch die heutigen Anlagen von St. Aurelius und St. Peter und Paul. Gerhard Glinka, der scheidende Direktor des Amtsgerichts Calw, wirft einen Blick zurück auf die 200-jährige Geschichte seiner Calwer Dienststelle und zitiert anekdotisch einige alltägliche und einige markante Prozesse. Pfarrer Klaus-Peter Lüdke befasst sich mit der Geschichte der Stephanuskirche Neuweiler, bevor er seine Pfarrtätigkeit von Neuweiler nach Altensteig verlegt; Uli Blumenthal aus Bad Wildbad ruft dazu auf, die aufgelassenen Forsthäuser um den Kaltenbronn als touristische Einkleinlichkeiten wieder herzustellen, und schließlich beschreibt unser Erster Vorsitzender Hans Schabert die Entwicklung des Sparkassenwesens in Neuweiler, seinem ehemaligen Dienstort als Bürgermeister.

Halten Sie, die Autoren, und Sie, die Leser, bitte auch meinem Nachfolger die Treue!

Mit herzlichem Gruß
Hermann Wulzinger

Schulstraße 23, 75385 Zavelstein,
Tel. 07053-8282, E-Mail wulzinger.zav@web.de

Zur Wirtschaftsgeschichte des Nördlichen Schwarzwaldes

Otto Großmann, Höfen / Leonberg

Einleitung

Seit die Menschheit besteht, ist die Wirtschaft immer das Wichtigste im Leben der Menschen gewesen. Auch Kriege wurden meist aus wirtschaftlichen Machtbedürfnissen geführt. Zwar ist der Mensch nach seinem ersten Auftritt vor ungefähr 500.000 Jahren vor Christus nur Jäger und Sammler gewesen. Aber seit ungefähr 10.000 Jahren, dem Beginn der jüngeren bzw. mittleren Steinzeit, sind Ackerbau, Viehzucht, Hausbau – z.B. die Pfahlbauten am Bodensee – nachgewiesen. Im Alten Orient, im Morgenland, Ägypten, Babylon, Israel bildete sich seit dem 4. Jahrtausend eine erstaunlich leistungsfähige Technik heraus. Schließlich ist mit dem Heraufkommen der Griechen, etwa im Jahre 550, der Beginn der Geldwirtschaft zu verzeichnen, die unter Alexander dem Großen, 336-323, zu Welthandel und Weltverkehr führte, welche durch die nachfolgende Macht des Römischen Reiches verfestigt wurden.

Im frühen Mittelalter, ab 900 nach Christus, haben fast alle Völker in Europa ihre endgültigen Wohnsitze erreicht, was schließlich im späten Mittelalter (1250 bis 1519) als Beginn der modernen Welt und daher auch als der Beginn der modernen Wirtschaft angesehen werden kann. Ab ca. 1300 gab es in Städten Märkte, und die Handwerker wie Sattler, Schuhmacher, Kürschner bildeten ihre Zünfte, auch Frauen wurden aufgenommen, Gesellen begaben sich auf Wanderschaft. Wer sich in der Zunft nicht fügte, dem wurde „das Handwerk gelegt“. In den Vogesen wurde im 14. Jahrhundert das erste (primitive) Sägewerk errichtet.

Der Handel im damaligen Deutschen Reich wurde am Ende des 14. Jahrhunderts von der Ravensburger Handelsgesellschaft, danach, Ende des 15. Anfang des 16. Jahrhunderts, von den Fuggern und Welsern in Augsburg und Nürnberg bestimmt. Im Norden und Osten des Reiches bildeten Kaufleute die „Deutsche Hanse“ (Genossenschaft), und zwar bevorzugt in den Hafenstädten von Bremen bis Reval/Estland.

Auch in der neusten Zeit ist die Wirtschaft von sehr großer Bedeutung. Dies soll an zwei Aussprüchen sehr bedeutender Politiker gezeigt werden. Winston Churchill hat nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, nachdem sich die Spaltung Deutschlands mit dem Verlust von ca. einem Viertel seines Staatsgebiets abgezeichnet hat, gesagt: „Wir müssen den Deutschen ihre Spaltung vergolden“, d.h. solche Bedingungen schaffen, dass die Deutschen die Katastrophe von 1945 vergessen. Bewirkt wurde dies bekanntermaßen durch den Marshallplan, die Währungsreform und, damit verbunden, durch die Aufhebung der Zwangswirtschaft durch Ludwig Erhard. All

dies führte letztendlich zum „Wirtschaftswunder“ ab dem Jahre 1948. Anders als nach dem Jahr 1918 hatten die meisten Deutschen genug von nationalem Pathos, von der Mitgliedschaft in nationalistischen Parteien und Verbänden, sondern sie wandten sich dem Wiederaufbau, dem Handel und Wandel zu. Ehemalige Offiziere der Wehrmacht und der Waffen-SS wurden z.B. Handelsvertreter, erlernten oftmals noch einen anderen Beruf, drückten nochmals die Schulbank bzw. nahmen ein Studium der Wirtschaft oder anderer Fächer auf. Diese Einstellung ist bis heute vorherrschend, hat sich sogar infolge des seit dem Jahre 1950 aufgekommenen Europagedankens noch verstärkt. Auch in anderen Imperien, die nach dem zweiten Weltkrieg untergegangen sind, in Japan, Großbritannien, Frankreich, Italien, sind ähnliche Entwicklungen zu verzeichnen, d.h. man hat sich der Wirtschaft verschrieben. Wichtig ist natürlich, dass in einem Staat demokratische Regeln und eine freie Marktwirtschaft vorherrschen.

Nachfolgend sollen die Grundzüge der Wirtschaft im Nördlichen Schwarzwald seit dem 3. Jahrhundert nach Christus untersucht werden. In einem ersten Teil soll die Landwirtschaft im Nördlichen Schwarzwald dargestellt werden.

Damit ist seit dem Hoch- und Spätmittelalter (911 bis 1519) die Leibeigenschaft in verschiedenen Arten eingegangen.

Die Zusammenhänge werden nachfolgend aufgezeigt.

Landwirtschaft

Wie bereits dargelegt, als Beginn der Wirtschaftsgeschichte ist die Urproduktion, nämlich die Landwirtschaft zu verzeichnen. Bis in das 17. Jahrhundert hinein war das Gros der Bevölkerung bäuerlichen Standes. Die Bauern hatten dafür zu sorgen, dass die übrige Bevölkerung mit Lebensmitteln versorgt wurde.

Im Nördlichen Schwarzwald waren und sind vier Anbaugebiete zu verzeichnen:

In der Gegend westlich und nordwestlich von Neuenbürg das sogen. „Kirschen- und Obstgäu“ mit den Orten Arnbach, Ottenhausen, Gräfen- und Obernhäusen, Niebelsbach und Birkenfeld, Schwann, Conweiler: das „Untere Amt“. In Gräfenhausen und Niebelsbach wurden bereits sehr früh Weinreben gezüchtet. Auch heute noch laden diese Gemeinden und Lokale im Frühjahr zu einem Besuch des Gebietes ein, um die herrliche Baumblüte zu bewundern.

Östlich von Neuenbürg liegt das „Hintere Amt“, am Beginn der Nördlichen „Enz-Nagoldplatte“, mit den Orten Engelsbrand, Grunbach, Schömberg – auch als „Enzgau“ bezeichnet – ohne ein besonderes Anbaugebiet.

Dem Enzgau folgt als zweites Anbaugebiet die „Enz-Nagoldplatte“ mit dem „Mittleren und Oberen Wald“. Hier wurden und werden hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht betrieben: Hafer, Roggen, Weizen, Rüben, Kraut und Kartoffel, früher auch Flachs. Hinter den Feldern der Landwirte schlossen und schließen sich meist eigene Tannen- und Fichtenwaldungen an, vor allem in den sogen. „Waldhufendörfern“ (Musterbeispiele: Beinberg oder Aichhalden).

In den Wäldern wurde auch Waldstreu, wie Moos oder trockenes Gras, als Unterlage für das Vieh, gewonnen. Milchwirtschaft und Viehzucht waren und sind auf der Enz-Nagoldplatte zuhauf vorhanden. Die Höfe haben sich in jüngster Zeit infolge Zukauf – mancher Landwirt hat seinen Betrieb aufgegeben – und Zupacht sehr vergrößert, mancher Landwirt bewirtschaftet heute über 100 ha.

Auf den Äckern herrschte „Dreifelderwirtschaft“. Man teilte den Acker oder die Äcker in „drei Schläge“ ein: einer wurde mit Sommergetreide, Gerste, Hafer, Kartoffeln, der andere mit Winterfrucht, Weizen, Roggen, bestellt, während der dritte brach lag, aber als Weide/Grasland benutzt und somit gedüngt wurde.

Das dritte Gebiet besteht aus den Talauen der Täler Alb/Eyach/Groß- und Kleinenz, Nagold. In diesen war kaum Ackerbau möglich. Nur vereinzelt gab es einige kleinere Kartoffelfelder oder Gärten, in denen Gemüse und Obst angebaut wurden, auch an den Hängen. Teilweise sind nach dem zweiten Weltkrieg, nachdem es wieder genügend Nahrungsmittel zu kaufen gab, einige Flurstücke mit schnell wachsenden Fichten bepflanzt worden. Die Eigentümer hatten zuvor ihre bisher in den Tälern betriebene kleine Landwirtschaft, 2 bis 3 Kühe, ein paar Schweine und Hühner, aufgegeben, nachdem ihre Nachfahren an einer Fortführung der Landwirtschaft kein Interesse gezeigt haben.

Das vierte Anbaugebiet wird als „Gäu“ bezeichnet, und liegt östlich der Nagold zwischen Simmozheim im Norden und Deckenpfronn im Süden. Auch hier herrschte früher die „Dreifelderwirtschaft“ vor. Ferner bestand hier eine umfangreiche Schafzucht.

Freie Bauern, Grundherren, Staatsdomänen im Nördlichen Schwarzwald

Wir haben bereits im Rahmen der Darstellung der Verwaltungsgeschichte des Kreises Calw erfahren (Einst & Heute Nr. 19), dass ab dem 3. Jahrhundert nach Christus zuerst die Alemannen, dann auch die Franken auf das Gebiet des Nördlichen Schwarzwaldes vorgedrungen sind. Bereits in der Frühzeit der Germanen, ca. 200

Jahre vor Christus, waren die Bewohner hauptsächlich freie Bauern, die vererbbares Ackerland besaßen. Insbesondere unter Karl dem Großen hat sich diese Entwicklung fortgesetzt. Das im späteren Mittelalter, ungefähr ab 980, eingeführte „Lehnswesen“, welches während des restlichen Mittelalters, bis ca. 1520, vorherrschte, war bei den Merowingern und Karolingern nur spärlich vorhanden. Der Grund und Boden mit teilweise darauf erbauten Gebäuden gehörte dem herrschenden König bzw. Kaiser, die zugunsten der in einem Gebiet ansässigen Freiherrn (z.B. derer von Gültlingen), Grafen, Herzöge und Klöster, auch „Grundherrschaften“ genannt, darauf verzichteten.

Die Grundherren, z.B. die Grafen/ab 1495 Herzöge von Württemberg, bewirtschafteten sogen. „Staatsdomänen“ wie den „Lützenhardter Hof“ bei Oberkollbach, heute zumeist mit Gebäuden der Psychiatrischen Landeslinik Nordschwarzwald überbaut, ferner den Hof „Dicke“ bei Stammheim. Später gingen diese „Domänen“ auf das Königreich (1806) bzw. Land Württemberg (1918) über, ab 1952 auf das Land Baden-Württemberg.

Das Hauptgebäude des „Lützenhardter Hofes“ besteht noch, der Verfasser hat es vor einigen Jahren besichtigt. Es handelt sich um ein sogen. „mitteldeutsches Kleinbauernhaus“, d.h. Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dach. Das war die im Nördlichen Schwarzwald in früheren Jahrhunderten übliche Bauweise (vgl. dazu Großmann im „Enztäler“ vom 04.01.1992).

Im Gegensatz zu Oberschwaben und dem Allgäu, wo es viele Grundherren als Barone, Freiherrn und Grafen gab und gibt, die große Güter bewirtschafteten, waren und sind im Nördlichen Schwarzwald, außer den beiden vorgenannten, keine weiteren größeren Güter zu verzeichnen.

Daneben gab es auch „freie Bauern“. Karl der Große, 768 - 814, wie auch seine Vorgänger, hatte vereinzelt an Männer, die sich in den Kriegen hervorgetan hatten, als Belohnung Hofgüter „verliehen“ (zum Lehenswesen im Mittelalter und zur Leibeigenschaft siehe weiter unten).

Karl führte Unterwerfungskriege gegen die Sachsen im Norden und gegen die Bayern und Langobarden im Süden, bis nach Pavia/Italien. Für diese Kriege zog Karl die freien Bauern zu Kriegsdiensten heran. Dies führte dazu, dass die Bauern ihre Landwirtschaft nicht betreiben, die Felder nicht bestellen konnten.

Entwicklung und Arten der Leibeigenschaft: Hintersassen, Knechte, Mägde

Manche Bauern lösten dieses Problem dergestalt, dass sie um „Schutz“ bei einem größeren Hof, bei einem Kloster oder Freiherrn nachsuchten. Diese hatten viele Dienstleute, deren Beruf der Waffendienst war. An Stelle des untergekommenen Bauern schickte die Einrichtung einen „Söldner“ in den von Karl d. Gr. geführten Krieg.

Dies hatte aber zur Folge, dass der Bauer kein „Freier“ mehr, sondern „Hintersasse“ seines Herrn war. Der Bauer konnte zwar nach wie vor sein Eigentum bewirtschaften, war aber gleichzeitig zu Frondiensten und zur Zinsleistung in Form von Korn, Vieh oder Geflügel verpflichtet, verlor oft seine Freiheit und wurde „Leibeigener“: der Bauer wurde unter „Hörigenrecht“ gestellt und bedurfte der Erlaubnis zum Heiraten, zum Wegzug – von Freizügigkeit im heutigen Sinne keine Spur. Diese Art von Abhängigkeit nannte man „Personalleibeigenschaft“. Es galt der Satz: „Landluft macht unfrei“.

Unterhalb der „Hörigen“ waren die „Eigenleute“ angesiedelt, die Knechte und Mägde der Grundherrschaften, die zwar strafrechtlich als Personen angesehen wurden, aber kein Eigentum erwerben und nicht heiraten durften. Auch diese Menschen fielen unter die Personalleibeigenschaft.

Die Eigenleute wurden zu Hörigen, wenn sie handwerkliche Arbeiten auf dem Hof verrichteten. Sie konnten dann Eigentum an Sachen erwerben. Zogen Eigenleute und Hörige in die Stadt, verschwanden diese Merkmale nach dem Motto: „Stadtluft macht frei“.

Daneben gab es noch die Form der „Lokalleibeigenschaft“, die sich im 16. Jahrhundert fast überall durchsetzte. Nicht alle Bauern stellten sich unter den Schutz eines großen Gutes oder Klosters: sie blieben freie Bauern. Da aber die Landes- und Grundherren, Grafen und Herzöge, alle in ihrem Dorf bzw. Herrschaftsgebiet ansässigen Personen zu Leibeigenen erklären konnten, gelangten viele Bauern auf diese Weise in eine „Lokalleibeigenschaft“. Auch diese Personen hatten Frondienste, z.B. Hand- und Spanndienste, Gestellung von Fuhrwerken, zu leisten, was sich bis in das 20. Jahrhundert fortgesetzt hat. Empfänger der Leistungen sind zuletzt Kreise und Gemeinden gewesen. Ortsansässige Fuhrleute waren im Winter verpflichtet, u.a. von den Gemeinden Höfen und Langenbrand und vielen anderen, mit ihren Pferde- und Ochsgespanssen, die eine sogenannte „Bahnschleife“ gezogen haben, die Straßen und Wege schneefrei zu machen. Diese Verpflichtung hat bis in die 1940er/1950er-Jahre bestanden. Ferner mussten Abgaben erbracht werden. Auch Handwerker und andere damalige „Gewerbetreibende“ waren „Lokalleibeigene“.

Mit dem Verlust der Freiheit war diese Leibeigenschaft nicht verbunden. Dazu bedurfte es einer engen Verbindung zwischen dem Leibeigenen und dem Grundherrn.

Rechtliche Beurteilung der Leibeigenschaft

Die Leibeigenschaft war ein Vertrag zwischen Leibherren und Leibeigenen. Der Leibherr gewährte seinen „Untertanen“ gerichtlichen (etwa bei Vorladung zu Gerichtsverhandlungen) und militärischen Schutz. Die Herrschaften konnten Leibeigene kaufen, verkaufen und tauschen. Dennoch: Mit der Sklavenhaltung in den USA seit dem 18. Jahrhundert ist die Leibeigenschaft nicht zu verglei-

chen, da die Leibeigenschaft auf vertraglicher Grundlage, heute würde man sagen, auf einem Dienstvertrag, beruhte. Außerdem waren die Sklaven in den USA und Mittelamerika nicht als Menschen anerkannt. Die Leibeigenschaft konnte gegen den Willen der Leibeigenen auch nicht aufgehoben werden, denn viele Leibeigene waren froh, bei einem „Grundherrn“ untergekommen zu sein. Aber ausgewogen waren Leistung und Gegenleistung bei diesen Verträgen nicht. Die Leibeigenschaft ging auf die Nachkommen über, wenn die Mutter der Kinder auch Leibeigene war.

Diese vergleichsweise milde Behandlung der Leibeigenen wurde dadurch wieder aufgehoben, dass Kaiser Friedrich I, „Barbarossa“, 1152-1190, den Landes- und Grundherren, auch den Klöstern, auf Grund eines Erlasses gestattete, gegenüber den Leibeigenen die „Hand- und Halsgerichtsbarkeit“ auszuüben, d.h. sie durch Schläge zu züchtigen, bzw. sie zu töten.

Allgemein ist festzuhalten: die Grundherren hatten über ihre Grundherrschaft hinaus oft noch weitere Rechte, etwa die Verwaltungshoheit in ihrem Bezirk. Den Vögten der Oberämter als Grundherren stand darüber hinaus bis zum Jahre 1806/1818 in Württemberg die Finanz- und allgemeine Gerichtsbarkeit zu.

Exkurs: Die sogenannten Gutsbezirke im Osten des ehemaligen deutschen Reiches (vgl. dazu die vielen Bücher und Filme zum Thema „Flucht und Vertreibung“)

Diese haben sich vor allem im ehemaligen Preußen, in Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien befunden. Die Gutsbezirke waren Verwaltungsbezirke in einem Landkreis; sie waren außerhalb von Ortschaften oder Weilern angesiedelt, in denen „Freie Bauern“ (siehe oben) ihre Höfe und Grundstücke bewirtschafteten. Vorsteher eines Gutsbezirks waren Adelige, Barone, Freiherrn, Grafen, Fürsten. Um diese herum gruppieren sich in ihren Katen „unfreie Bauern“, sogenannte „Hörige“, auch „Hintersassen“ genannt (vgl. ebenfalls oben), die zu „fronen“ hatten, daneben aber auch eigenen Grund und Boden besaßen und zusammen mit den Knechten und Mägden die Leibeigenen des Gutsherrn waren (Personalleibeigenschaft).

In Württemberg gab es keine „Gutsbezirke“, wie zuvor beschrieben – außer einem, nämlich dem „Gutsbezirk“ Münsingen, der 1935 zusammen mit dem Truppenübungsplatz gebildet wurde. Im Zusammenhang mit dieser Errichtung wurde ein ganzer Ort „aufgelassen“, nämlich Gruon, nur die Kirche blieb stehen. Alljährlich treffen sich dort die Nachkommen der früheren Bewohner.

Lehenswesen im Mittelalter und Bauern/Leibeigenschaft

Im Zeitalter der Sachsenkönige, ab ca. 919, Heinrich I, nahm die Zahl der Verleihungen von Land an verdiente Krieger und Beamte zu. Diese Handhabung setzte sich

auf der Ebene der Grafen und Herzöge im späten Mittelalter, etwa ab 1250, fort. Im Osten des Deutschen Reichs entstanden große „Rittergüter“, z.B. mit 5.000 Morgen. Ritter/Vasallen waren die Kämpfer der Herrschenden (vgl. dazu auch meine Ausführungen zur „Entleihung“ von Sägemühlen bzw. Grund und Boden insbesondere durch Ritter und andere Adelige in „Einst & Heute“ Nr. 18, Seiten 14 und 15).

Kehren wir zu unserem oben beschriebenen „freien“ Bauern zurück, der zum „unfreien“ wurde und als „Hintersasse“ hörig war. Wir nehmen an, dass er, um der „Wehrpflicht“ zu entgehen, beim „Grundherrschaft“ Kloster St. Georgen „Unterschleupf“ gefunden hat. Die Felder des Bauern und seine „Kate“ lagen in Aichhalden (vgl. dazu Hansmartin Ungericht in „Einst & Heute“ Heft 18, Seite 32 und 33). Wir schreiben das Jahr 1555. Nach dem Augsburger Religionsfrieden jenes Jahres wurden ein Gebiet und seine Bewohner protestantisch, wenn der Landesherr diesen Glauben angenommen hatte. Dies war bei den Herzögen von Württemberg der Fall. Folglich sind diese Herrscher Grundherren der Felder des Klosters St. Georgen in Aichhalden geworden. Ferner ging die „Leibeigenschaft“ unseres „unfreien Bauern“ auf die Landesherrn in Stuttgart über, vertreten durch die Vögte in den Oberämtern. Aichhalden gehörte schon immer zum damaligen württembergischen Oberamt Calw.

Dem unfreien Bauern, wie vorstehend beschrieben, ist es möglich gewesen, von seinem Grund-/Landesherrn weiteren Grund und Boden zu „entleihen“ und diesen zusammen mit seinem ursprünglichen Besitz zu bewirtschaften. Dem „Unfreien“ ist es dagegen nicht möglich gewesen, ein ganzes Gut zu entleihen.

Die Entleihung erfolgte meist als „Erblehen“; dies bedeutet, dass im Falle des Todes des „Lehensnehmers“ dessen Nachkommen an seine Stelle treten konnten.

Auch ein „freier Bauer“ konnte weiteren Grund und Boden, ja sogar ein ganzes Gut, entleihen. War damit nicht der Verlust der Freiheit verbunden, aber „Frondienst“ zu leisten, nennt man diese Art von Leibeigenschaft die „Realleibeigenschaft“. Die Verleihungen von Grund und Boden, Gebäuden hörten ca. Mitte des 16. Jahrhunderts auf; von nun gab es nur Veräußerungen.

Sowohl der unfreie als auch der freie Bauer hatten zusätzlich zu den Frondiensten Geldzinsen und Naturalleistungen, Lieferungen von Käse, Eiern, Hühnern und Gänsen an die Verleiher zu erbringen. Insoweit ist ein entgeltlicher Leihvertrag anzunehmen.

Weitere Verpflichtungen dieser Leibeigenen

Der „Leibherr“ hatte Anspruch auf eine „Leibsteuer“. Diese betrug jährlich zwei Schillinge, gleich 24 Heller bei Männern; die Frauen hatten jährlich ein Huhn abzuliefern.

Anlässlich des Todes des Leibeigenen wurde ein „Hauptrecht“ fällig, eine Art „Erbrechtssteuer“. Diese betrug

einen Gulden pro hundert Pfund Heller. Beispiel: hinterlassenes Vermögen des Leibeigenen 1.000 Pfund Heller, „Erbrechtssteuer“ gleich 10 Gulden. Beim Tod einer Leibeigenen ist keine zu zahlende „Steuer“ entstanden.

Wegfall der Lehensgüter und Leibeigenschaft

Anfang/Mitte des 19. Jahrhunderts sind in Württemberg die Lehensgüter, wie Höfe, Grund und Boden dergestalt abgelöst worden, dass sie freies Eigentum der Bauern wurden.

Gleichzeitig wurde im gegenseitigen Einvernehmen die Auflösung sämtlicher Leibeigenschaft vereinbart, womit von den belasteten die vollständige Freiheit gewonnen wurde. Gründe: Die Leibeigenschaft widersprachen dem Menschenbild der Aufklärung, und die sich stetig weiter entwickelte gewerbliche Wirtschaft hatte großen Bedarf an Arbeitskräften – wenn auch gesagt werden muss, dass bis weit nach dem 2. Weltkrieg die Arbeiterschaft um erträgliche Arbeitsbedingungen kämpfen musste.

Jedenfalls ist festzuhalten: im damaligen Oberamt Nagold war anfangs des 19. Jahrhunderts nur noch die Personal- und Realleibeigenschaft zu verzeichnen, während es in den Oberämtern Calw und Neuenbürg zusätzlich die Lokalleibeigenschaft gegeben hat.

Ergebnis

Die Landwirtschaft im Nördlichen Schwarzwald besteht ungefähr seit dem 3. Jahrhundert nach Christus. Seit damals bis heute ist auf diesem Gebiet eine große Veränderung vor sich gegangen. In früheren Jahrhunderten, bis in den 2. Weltkrieg hinein, hat es die Landwirtschaft in Deutschland und Württemberg vermocht, die übrige Bevölkerung zu ernähren.

Nachdem die Hungerjahre 1945 bis 1949 einigermaßen glimpflich überstanden worden sind, auch mit US-Hilfe, ist die Landwirtschaft ständig geschrumpft. Viele kleine Landwirtschaften, insbesondere im Nebenerwerb, aber auch größere Betriebe, wurden aufgegeben. Die Knechte und Mägde suchten sich Arbeit in der gewerblichen Wirtschaft, vor allem im Gaststätten- und Handelsgewerbe und in der Industrie. Andererseits kauften oder pachteten die verbliebenen Landwirte viele aufgegebenen bewirtschafteten Flächen. Dazu kamen moderne Maschinen und hervorragende Düngemittel, sodass sich in der damaligen BRD, aber auch in vielen anderen europäischen Staaten, in Kanada und in den USA, eine Überproduktion von landwirtschaftlichen Produkten entwickelte. Die damalige EWG, später EG, heute EU, zahlte Schlachtpremien, um die Erzeugung von Fleisch zu verringern. Auch wurde zuviel Milch produziert: Milchprämien waren die Folge. Manche Landwirte wurden zu „Landschaftspflegern“.

Angesichts einer weiter wachsenden Weltbevölkerung, heute bereits ca. sieben Milliarden, des in vielen Teilen

der Welt vorherrschenden Hungers und der Klimaerwärmung wird die Bedeutung der Landwirtschaft wieder zunehmen, auch in Deutschland und bei uns im Nördlichen Schwarzwald. Aber so wie es einst war, wird es nie mehr werden. Viele landwirtschaftliche Flächen wurden zu Bauland erklärt oder aufgeforstet.

Wir können uns heute kaum noch vorstellen, dass es bis in das 19. Jahrhundert hinein in unserem Heimatgebiet, aber vor allem im Osten des ehemaligen Deutschen Reiches, sogen. „Leibeigene“ gegeben hat, die teilweise völlig rechtlos waren, ohne Erlaubnis nicht heiraten und

wegziehen durften: ein unmöglicher Zustand und mit der Beschreibung des Menschen im Zeitalter der Aufklärung, mit dem Begriff des freien Individuum, völlig unvereinbar.

Wir sind froh, dass wir diesen Zustand hinter uns gebracht haben. Obgleich es seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, seit Anfang des 19. Jahrhunderts, über ca. 150 Jahre gedauert hat, bis wir die im Grundgesetz aufgeführten Grundrechte geltend machen konnten und weiterhin geltend machen können. Dasselbe gilt für die besonderen Rechte der Arbeitnehmer.

Literaturverzeichnis

Karl Ploetz: Hauptdaten der Weltgeschichte, Ploetz/Verlagsbuchhandlung Bielefeld 1951

Karl Krüger: Geschichte des Abendlandes, Klett Verlag Stuttgart 1956

Erich Zimmermann: Die Neue Zeit, Verlag G. Braun Karlsruhe o.J.

Heinrich Mitteis: Deutsche Rechtsgeschichte, Beck-Verlag München und Berlin 1961

Oberamtsbeschreibung der Oberämter Calw Nagold Neuenbürg, Verlag Karl Aue Stuttgart 1860

Wilhelm Mönch: Heimatkunde vom Oberamt Calw, Verlag Gengenbach Liebenzell 1977

Fick-Roos: Enztalheimat, Calmbach 1927

Der Kreis Calw, Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 2. Auflage 1979

Willi A. Boelcke: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württemberg 1987

Neues zur Bernecker Geschichte im Mittelalter

Die Herren von Gültlingen und das Bernecker Hochgericht

Dietmar Waidelich, Karlsruhe

Denkt man an Berneck im Mittelalter, so fällt einem sofort das Bernecker Schloss mit seiner beeindruckenden Schildmauer ein. Überhaupt besitzt das alte Städtchen mit seiner imposanten Lage auf dem schmalen Bergsporn, der sich zwischen Bruder- und Köllbach entlangzieht, eine äußerst interessante mittelalterliche Geschichte. Diese war geprägt von zwei Adelsfamilien, den Herren von Berneck und denen von Gültlingen. Während von dem Ortsadelsgeschlecht von Berneck nur wenig über deren Wirken in und um Berneck bekannt ist, dieses Geschlecht zudem mit dem Edelknecht Hugo von Berneck um 1430 ausgestorben ist, sind über die Gültlinger im mittelalterlichen Berneck doch eine Vielzahl von Ereignissen überliefert. Ihnen gelang es auch, ihren Herrschaftsbesitz in Berneck sowie in Überberg, Garrweiler und Gaugenwald bis in das 19. Jahrhundert zu behaupten. Und noch heute ist das Bernecker Schloss, genauer: sind die beiden Bernecker Schlösser im Besitz der Freiherren oder Barone von Gültlingen.



*Bild 1: Das kleine mittelalterliche Städtlein Berneck auf der Spornlage zwischen Bruderbach (vorne im Bild) und Köllbach (nicht sichtbar, hinter dem Bergrücken), oben von der mächtigen Schildmauer geschützt
Foto: Dietmar Waidelich*

Beginnen wir zunächst mit der Frage, wann und wie die Gültlinger zu dem Besitz in Berneck gelangten. Während mit dem Erlewin von Berneck, der um 1150 Mönch in dem nah gelegenen Kloster Reichenbach wurde, das Geschlecht der Herren von Berneck schon sehr früh belegt ist, können wir die Gültlinger in Berneck erst ab 1352 nachweisen, als die beiden Brüder Johann und Gumpold von Gültlingen ihre „Feste“ in Berneck, ihre „befestigte“ Burg, den württembergischen Grafen Ulrich und Eberhard zu einem offenen Haus versprachen.¹ Das heißt, die beiden Württemberger hatten von nun an das Recht, zu jeder Zeit für sich und ihre Begleiter Eintritt in diese Burg zu bekommen. Aufgrund dieser Urkunde wird allgemein angenommen, dass die Gültlinger um die Mitte des 14. Jahrhunderts – wie es so schön in der Oberamtsbeschreibung heißt – „in den Mitbesitz Bernecks eingetreten“ waren.² 13 Jahre später (1365) empfingen Heinrich, Burkhard und Konrad von Gültlingen von dem neuen Herrn über Wildberg, dem Pfalzgrafen Ruprecht I., als sogenanntes Mannlehen die obere und untere Feste Berneck „mit dem Tal und allem weiteren Zubehör“, nachdem Ruprecht den Wildberger Besitz, zu dem Berneck gehörte, in den Jahren zuvor von Burkhard von Hohenberg gekauft hatte. Heinrich, Burkhard und Konrad könnten Brüder gewesen sein.³ Die Besitzrechte über die Stadt Berneck waren erstaunlicherweise nicht dabei. Dafür taucht 1367 Hug von Berneck als Besitzer über die Hälfte eines Hauses in Berneck mit dazugehörigem Besitz auf.⁴ Die andere Hälfte gehörte aber Gumpold von Gültlingen. Zu diesem „Haus“ gehörte aber auch die Stadt Berneck, wie eine kurze Notiz aus den „Reichsständischen Archival-Urkunden“ angibt.⁵ Deshalb kann Berneck in sieben Jahren 650 Jahre Stadtgeschichte feiern.

Mit diesen drei Erwähnungen gewinnt man einen starken Einblick in die spätmittelalterliche Geschichte Bernecks. Man horcht aber auch teilweise verwundert, wenn nicht gar verstört auf, denn einige seltsame Punkte werden hier greifbar. Da gibt es also die Situation, dass der Besitz in Berneck bereits um 1365/67 merkwürdig zerteilt war: zum einen die beiden Festen oder Burgen mit dem Tal plus dazugehörigen Rechten in den Händen von drei Gültlingern (Hans, Konrad, Heinrich), zum andern ein Haus, sicherlich ein Steinhaus, mit der Stadt hälftig in der Hand von Hug von Berneck und einem vierten Gültlinger (Gumpold). Diese komplexe Situation der mehrfachen Besitzteilung ist kaum durch die Annahme erklärbar, dass die Gültlinger erst um 1350 hier den Besitz erwarben, indem beispielsweise ein Gültlinger eine von Berneck zur Frau nahm. Wenn tatsächlich eine Heirat zwischen diesen beiden Adelsfamilien stattgefunden hatte – noch um 1396 bzw. 1400 bezeichnete Hug von

Berneck Hans von Gültlingen als seinen Oheim⁶ – war diese sicherlich mindestens eine Generation früher erfolgt, also um 1330 oder früher. Möglich wäre aber auch dieses: Vielleicht kauften sich die Gültlinger zunächst in Berneck ein, um dann danach mittels Heirat auch verwandtschaftliche Bande zu den ortsansässigen Herren von Berneck zu knüpfen?

Merkwürdig ist auch der Umstand, dass 1365/67 zum einen die beiden Festen, die in zahlreichen, späteren Belehnungsurkunden als obere und untere Feste oder Schlösser bezeichnet werden, und des weiteren noch ein „Haus“, an dem der Besitz an der Stadt gebunden war, erwähnt sind. Dieses Haus muss als adelsgemäßer Sitz in den nächsten Jahrzehnten wohl aufgegeben worden sein, da es in den zahlreichen weiteren Belehnungen später nicht mehr genannt wird. Aber wo stand einst dieses Haus? Als erstes fällt einem natürlich das rätselhafte sogenannte Pfaffenhaus ein, das sich noch heute östlich der Straße Berneck – Gaugenwald im Wald als kleiner, vermutlich mittelalterlicher Turmhügel mit etwa sieben Metern Durchmesser zeigt.⁷ Die nächste Möglichkeit könnte sich auf die noch heute sichtbaren Siedlungsreste im Wald Kögelshardt beziehen, die nach der 1862 erschienenen Nagolder Oberamtsbeschreibung die Überreste einer Burg darstellen sollen.⁸ Die dritte Möglichkeit besteht in der nachgewiesenen Existenz eines „stainen heußlin ufm Schilnberg“, also eines steinernen Hauses auf dem Schilnberg, der sich von der Stadt und dem oberen Schloss mit seiner Schildmauer in Richtung Zwerenberg erstreckt. Dieses Gebäude wurde in Zeugenaussagen von den fünf älteren Bernecker Bürgern Jakob Kling (88 Jahre), Bartlin Werner (62 J.), Georg Häußer (57 J.), Hans Entersperger (62 J.) und Jörg Schmid (60 J.) aus dem Jahre 1659 erwähnt.⁹ Auch die Nagolder Oberamtsbeschreibung vermutete hier auf dem „Schilnberg“ einst eine Burg.¹⁰ Wo nun dieses Haus stand, das 1365 zwischen Hug von Berneck und Gumpold von Gültlingen geteilt war, muss aufgrund fehlender Zusatzinformationen offenbleiben. Rätselhaft bleibt auch, dass besitztechnisch die Stadt von den beiden oberen und unteren Burgen wie auch von dem übrigen Tal getrennt war.

Aber eine andere Frage kann geklärt werden. Kehren wir zu den beiden oberen und unteren Schlössern des Mittelalters zurück, die z.B. in der Belehnung von 1475 als „die Schloß zu Berneck, das Ober und das Unter“ beschrieben sind. Leichtfertig könnte man in diesen beiden Schlössern das heutige obere Schloss (direkt hinter der Schildmauer) und das untere Schloss leicht südlich auf der Hangkante zum Bernecker See vermuten, doch ist das „moderne“ untere Schloss ein Neubau aus dem Jahre 1768. Daraus ergibt sich die bohrende Frage, wo sich das mittelalterliche untere Schloss einst befunden haben mag.

Hat die zumindest im 19. Jahrhundert noch verbrieft Sage Recht, wenn sie an der Stelle der heutigen Kirche einst eine Burg annahm, zumal 1897 Eduard Paulus in seiner Beschreibung der Altertumsdenkmäler im Königreich Württemberg verteidigungsbedingte „Vorwerke an

der südöstlichen Spitze nächst der Kirche“ festzustellen vermeinte?¹¹ Wie ein jüngst gefundenes Dokument des frühen 19. Jahrhunderts zeigt, stimmen hier tatsächlich Sage und Realität völlig überein. Das untere Schloss stand nach einer Beschreibung Bernecks von 1826 „auf der äußersten Spitze des Bergrückens zwischen dem Köllbach und Bruderthal, zunächst [= nächst] der Kirche“.¹² Nach dieser neuen Erkenntnis war also die mittelalterliche Stadt Berneck oben wie auch unten jeweils von einer Burg eingerahmt und dadurch bestens geschützt. Außerdem können wir aufgrund der unmittelbaren Nähe zur Kirche annehmen, dass sich die Stadtkirche aus einer Burgkirche entwickelt haben könnte.

Es ist hier noch eine Korrektur zur Stadtgeschichte Bernecks anzubringen. In nahezu allen Veröffentlichungen steht zu lesen, dass die Herren von Gültlingen 1395 zum alleinigen Besitzer über Berneck geworden sind.¹³ Doch müssen wir nach den hier dargelegten Erkenntnissen von 1365/67 mit solch einer Annahme sehr vorsichtig sein. Sicher ist, dass 1395 die Brüder Heinrich, Burkhard und Gumpold mit der oberen und unteren Burg Berneck sowie mit dem Tal und weiteren Zubehör belehnt wurden – die Stadt Berneck wird jedoch nicht genannt, war daher nicht Teil dieses Rechtsaktes. Wir wissen also nicht, ob der Besitz über die Stadt 1395 wie 1365 noch hälftig geteilt war, zum Beispiel zwischen Hug von Berneck, vermutlicher Sohn des Hugs von 1365, und einem Gültlinger oder ob die Stadt bereits an die Gültlinger übergegangen war. Auf jeden Fall taucht die Stadt weder in den Belehnungen von 1395 noch in den weiteren Dokumenten von 1411, 1423, 1438, 1445, 1452, 1472 auf. Es erscheint wahrscheinlich, dass die Stadt im Laufe des 15. Jahrhunderts Teil des Lehens geworden ist, ausdrücklich genannt wird sie jedoch erst wieder ab 1473.¹⁴ Ob die Herren von Gültlingen tatsächlich bereits 1395 Besitzer von ganz Berneck waren, können wir nicht abklären; diese Frage muss daher offen bleiben.

Ein ganz neuer Aspekt zur Bernecker Stadtgeschichte mit großer Bedeutung für das gesamte obere Nagoldtal konnte erst jüngst entdeckt werden, nachdem das Archiv der Freiherren von Gültlingen in Berneck mittels Mikroverfilmung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Als einer der größten Schätze dieses Archivs sind sicherlich die acht kaiserlichen Lehenbriefe anzusehen, die mit einer Urkunde des Kaisers Ferdinand I. von 1559 beginnen.¹⁵ In diesen Urkunden wurde dem jeweiligen Herrscher über Berneck die Hochgerichtsbarkeit, auch Blutgerichtsbarkeit genannt, für das Schloss und die Stadt Berneck sowie für die zugehörigen „Zwingen und Bännen“ erteilt. Noch ältere Urkunden waren, wie die für Balthasar von Gültlingen erstellte Urkunde von 1559 bemerkt, durch eine Feuerbrunst („prunnst“) verbrannt: „aller hanndt brieflichen urkhunden unnd dergleichen privilegien mer verprunnen“. Außerdem war das Hochgericht selbst, also der Galgen, im Jahre 1559 „von wegen lässigkeit auch nicht aufrichtung“ nicht mehr im besten Zustand, vielleicht sogar von Zerfall bedroht („in etwa abgang khomen“).

Dieser Galgen stand am Hang links der Nagold vor der Einmündung des Köllbachs, etwas oberhalb der Stelle, wo sich heute ein kleiner Brunnen befindet und die Straße nach Berneck/Wart von der Bundesstraße abbiegt. Hier überquerte einst die Straße Nagold-Altensteigdorf-Gernsbach, von Walddorf herkommend, die Nagold, um dann wohl nahezu senkrecht den Waldhang hinauf nach Altensteigdorf weiterzuführen. Erst um 1810 müsste der Galgen dann abgebrochen worden sein.¹⁶ Bereits um 1520 wurde in dem sogenannten gültlingischen Vogt- und Befehlsbuch die genaue räumliche Ausdehnung des zum Bernecker Schloss gehörenden Zwing- und Bannbezirks festgehalten, der in etwa die drei Markungen Berneck, Überberg und Gaugenwald umspannte.¹⁷ Durch diese Hochgerichtsbarkeit war der jeweilige Herr von Berneck in der Lage, seine „Unterrichter und Amtleute“ mit der „Ergreifung, Gefangensetzung, peinlichen Befragung, Bestrafung und Hinrichtung von Übeltätern und Verleumdeten, die in den beschriebenen Bannbezirk kommen, nach der Halsgerichtsordnung des Reichs zu beauftragen“ – so die Kurzzusammenfassung des oben erwähnten Vertrags von 1559.

Neben diesen interessanten Details zur Rechtspflege im 16. Jahrhundert ist hier der Umstand von äußerster Wichtigkeit, dass die Herren von Gültlingen diesen Rechtstitel als direktes Reichslehen besaßen, während der übrige Besitz in Berneck und Überberg – nicht der in Gaugenwald – als gräfliches Lehen zunächst von den Hohenberger Grafen, dann von den rheinischen Pfalzgrafen und schließlich ab 1440 von den Württembergern empfangen wurde. Zwar fehlt eine frühere Erwähnung des Bernecker Hochgerichts aus dem 15. oder gar 14.



Siegel des Hans' von Gültlingen von der Urkunde von 1352, mit der Hans und Gumpold von Gültlingen die Burg Berneck für Württemberg öffneten (Quelle HStAS A602 / 6005 - mit freundlicher Genehmigung vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart).

Jahrhundert, aber die These, dass dieser Blutbann im 14. Jahrhundert von den Herren von Berneck an die Herren von Gültlingen übergegangen war, dürfte sicherlich nicht fehlgehen.

Das bedeutet, dass die Herren von Berneck im 13./14. Jahrhundert hier in diesem Teil des oberen Nagoldtals die hohen Gerichtsrechte unmittelbar vom deutschen



Bild 2: Unterhalb der Bernecker Stadtkirche stand im Mittelalter die untere Burg ("untere Feste")

Foto: Dietmar Waidelich

König bzw. Kaiser verliehen bekamen. Da die Herren von Berneck ja dasselbe Wappen wie die Herren von Wöllhausen wie auch die Herren von Fauts- oder Vogtsberg führten, mit diesen also nahe verwandt waren, erhebt sich nun aus diesem neuen Tatbestand die einfache Frage, die hier offen zu bleiben hat: Geht der Vogts-Titel, der ja mannigfach bei den Herren von Wöllhausen wie auch den von Fautsberg anzutreffen ist, auf eine derartige, reichsunmittelbare Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit zurück?¹⁸ Klar ist auf jeden Fall, dass diese sogenannten niederadeligen Geschlechter derer von Wöllhausen, Berneck und Fautsberg wie auch der Herren von Hornberg eine bedeutende Rolle gespielt haben. Sie jedenfalls nur als Dienstmannen der Grafen von Tübingen und von Hohenberg zu begreifen, wird ihrer Wichtigkeit im Gesamten nicht gerecht und ist daher zu kurz gegriffen. Dagegen spricht nicht nur der viele Eigenbesitz in ihren Händen, der eben nicht als Lehenbesitz den großen Grafen gehörte und an ihre adeligen Vasallen weitergeliehen wurde. Dagegen spricht nun auch die Blutgerichtsbarkeit über die Herrschaft Berneck als Reichslehen, das direkt vom deutschen König oder Kaiser an den jeweiligen Herrscher über Berneck verliehen wurde.



Darstellung des Wappens der Herren von Gültlingen aus dem Scheiblerschen Wappenbuch (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts), Bayerische Staatsbibliothek Cod.icon.312c; entnommen von wikimedia commons

¹ Hauptstaatsarchiv Stuttgart A602 U6005

² Oberamtsbeschreibung (= OAB) Nagold S. 142; ebenso: Der Kreis Calw. 1986 (2. Aufl.), S.148; Das Land Baden-Württemberg. 5. Band 1967, S. 469

³ 1353 die Brüder Hans, Ernst, Reinhard, Gumpold, Hug, Utz, Burkhard – Albert Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. 1904/05, 2. Band Spalte 193 nach Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Jg. 14 (1862), S. 149

⁴ Ludwig Schmid: Die Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg, Bd. 2, Nr. 602; Karl-Heinz Spiess: Das älteste Lehensbuch der Pfalzgrafen bei Rhein vom Jahr 1401. 1981 S. 64; Württ. Regesten 14602

⁵ Reichs-Ständische Archival-Urkunden und Documenta Regensburg, gedruckt bey Heinrich Georg Neubauer, 1750, Sectio I Caput I, Nr. 18, S. 16f

⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart A602/11224 + 11227

⁷ Als mittelalterliche Burg interpretiert von Hans-Wilhelm Heine und Hans Peter Köpf, als „Pfaffen-Haus“ von Pfarrer Rentschler - Hans W. Heine: Wenig bekannte Burgstellen im Kreis Calw. Denkmalpflege Nr. 1 1978, S. 34-38, hier S. 36/38; Hans Peter Köpf: Vorübergehend Hochadelssitz. In: Rotfelden. 2005, S. 117-127, hier S. 125; Rentschler: Die Reformation im Bezirk Nagold. Blätter für württembergische Kirchengeschichte N.F. 21 (1917), S. 1-162, hier S. 15

⁸ OAB Nagold S. 97 und 141

⁹ Archiv der Freiherren von Gültlingen Urkunde 76 – nach den Mikrofilmen im GLA Karlsruhe und Hauptstaatsarchiv Stuttgart

¹⁰ OAB Nagold S. 97

¹¹ OAB Nagold S. 137

¹² Hauptstaatsarchiv Stuttgart E60 S Bü327 Lehensbeschreibung von 1826 fol. 16

¹³ OAB Nagold S. 142; Land Baden-Württemberg 5. Band 1967, S. 469; Der Landkreis Calw. 1986 (2. Auflage), S. 81+148; Berneck. 850 Jahre in Wort und Bild. 2000 S. 13

¹⁴ Zu den Lehnsurkunden: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A157 U1277-1287; Archiv der Freiherren von Gültlingen Urkunden 6+8

¹⁵ Archiv der Freiherren von Gültlingen Urkunden 39, 44, 51, 62, 77, 79, 84f

¹⁶ Staatsarchiv Sigmaringen Wü 65/21 T 1-2 Nr. 388 (online-Findbuch)

¹⁷ Archiv der Freiherren von Gültlingen, Vogt- und Befehlsbuch 1516-1525 fol. 13b-14a (Mikroverfilmung Nr. 315)

¹⁸ Vergleich hierzu: Dietmar Waidelich: Ettmannsweiler und Beuren. 2003, S. 21

Eine Kabinettscheibe und zwei Portraits illustrieren die Zeitgeschichte der Familie Buwinghamen von Wallmerode

Klaus Pichler, Zavelstein

Bunte Bilder ziehen die Augen an. Und wenn man die Umstände untersucht, unter denen sie entstanden sind und aufrollt, was sie erzählen, dann kann es richtig spannend werden.

Dazu gehören die beiden wertvollen Ausstellungsstücke, die das Heimatmuseum im ehemaligen Schul- und Rathaus Zavelstein bereichern.

1. Kabinettscheibe von Benjamin Buwinghamen von Wallmerode und seiner Ehefrau Ursula Elisabeth

Unter einer Kabinettscheibe ist ein Glasbild zu verstehen, das aus dünnen bemalten bunten Glasplättchen und Bleiprofilen zusammengesetzt ist. In entsprechender Technik entstanden die Buntglasfenster von Kirchen. Es sind dekorative, aber auch ziemlich empfindliche Kunstwerke, die hinter einem Weißglasfenster angebracht werden und ihre Schönheit im durchfallenden Licht preisgeben.

Unsere Kabinettscheibe ist 34x23 cm groß. Das Landesmuseum Stuttgart hat sie dem Zavelsteiner Museum auf Vermittlung von dessen früherem Direktor, Professor Volker Himmelein, zur Verfügung gestellt. Um Berührung und Beschädigung zu vermeiden, wurde die Scheibe in Zavelstein zwischen Innen- und Außenflügel eines Doppelfensters gehängt.

In Blau-, Braun- und Rottönen gehalten zeigt sie das Allianz-Wappen von Benjamin Buwinghamen und seiner ersten Ehefrau Elisabeth, geborene von Dachsberg. Oben sind allegorische Figuren dargestellt und neben den Wappen die Wappentiere, die auch nach Art der Helmzier am Oberrand der Wappen aufgesetzt sind: links der Hund der Buwinghamen, rechts der Dachs der Dachsberg.

Unter den Wappen findet sich eine Textkartusche. Diese gibt Auskunft über die Zuordnung der beiden Wappen und lautet in der Originalschreibweise:

**Benjamin Buwinckhausen
vo Wallmerod Wirtabe (rgischer) Kriegs und Hoffraht
auch Statthalter zu Alanzon und zu anderen
Ihrer Hzl. (herzoglichen) Französischen Pfands Herschaften
und Frau Ursula Elisabeth Buwinckhausen von
Wallmerod Geborene von Dachsberg**

Über den genauen Zeitpunkt der Eheschließung zwischen Benjamin und Ursula Elisabeth sind keine Angaben auf-

findbar. Sie muss im Jahr 1610 oder 1611 erfolgt sein. Unsere Kabinettscheibe ist möglicherweise bei diesem Anlass angefertigt worden. Johann Valentin Andreae (1586 - 1654) pflegte eine freundschaftliche Beziehung zu Benjamin Buwinghamen und widmete ihm in seiner Schrift „Leichenbegängnisse einzelner hochberühmter Freunde“, die 1642 in Lüneburg herausgegeben wurde, einen biographischen Nachruf. Darin wird auch an den Tod von Ursula Elisabeth im Jahre 1620 erinnert, laut Angabe von Andreae nach neunjähriger Ehe. Der Entstehungszeitraum der Scheibe lässt sich somit auf knapp zwei Jahre eingrenzen, da Benjamin Buwinghamen im Kartuschen-Text als Statthalter von Alençon betitelt wird. Sie muss also während dieses Verwaltungszeitraums entstanden sein, frühestens zum Zeitpunkt der Eheschließung mit Elisabeth, also 1610 oder 1611, und nicht nach 1612, als die 1605 begonnene Pfand-Verwaltung von Alençon wieder entfiel.



Kabinettscheibe des Benjamin Buwinghamen von Wallmerode

Vermutlich hing die Scheibe einst in Benjamins Stuttgarter Wohnhaus. Von ihrem Weg bis in das Zavelsteiner Museum sind allerdings nur kleine Abschnitte bekannt.

Benjamin Buwinghamen wird 1571 in Aachen geboren. Er entstammt einer protestantischen Familie calvinistischer Prägung. Schon sein Großvater kämpft auf Seiten der (protestantischen) Vereinigten Niederlande, der „Geusen“, mit den später enthaupteten Grafen Egmont und Hoorn gegen die (katholische) spanisch-habsburgische Krone unter dem für seine Grausamkeit in die Geschichte eingegangenen Herzog von Alba.

In Aachen geboren verbringt Benjamin seine Kindheit in Köln. An der streng katholischen Universität Köln beginnt er ein Jurastudium und bricht – wie es damals üblich war – zu einer Bildungsreise auf, die ihn nach Oxford und Cambridge in England sowie an verschiedene Universitäten in Frankreich und Italien führt. Er hat Latein gelernt und spricht Französisch, Italienisch und Spanisch.



Henri IV, König von Navarra und Frankreich (Standbild im Schloss der Familie Bourbon, Pau, Frankreich. Hier wurde Henri 1557 geboren).

1595 tritt er in den Dienst von Herzog Friedrich I. von Württemberg (1557-1608), welcher der Mömpelgarder Linie der Württemberger entstammt. Nach der blutigen „Bartholomäusnacht“ vom August 1572, als auf Betreiben der französischen Königinmutter Katharina von Medici in Paris und anderen großen Städten etwa 13 000 Hugenotten (d. h. Calvinisten) umgebracht wurden, hatten in Mömpelgard viele Hugenotten Zuflucht gesucht und gefunden. Auch der neue, in Mömpelgard aufgewachsene württembergische Herzog steht dem Calvinismus nahe.

In Frankreich folgt 1594 Heinrich (Henri) von Navarra aus der Familie Bourbon als Henri IV den

inzwischen ausgestorbenen katholischen Valois auf den französischen Königsthron nach. Henri wurde zwar katholisch getauft, wächst jedoch in der Nähe von Pau in calvinistischem Geist und Umfeld auf. „Le bon roi Henri“ (der gute König Heinrich) gewinnt hohes Ansehen besonders beim einfachen Volk, unter das er sich oft mischt, dessen Sorgen und Nöte er anhört. Nicht selten hilft er einfachen Untertanen auch aus seiner Privatschatulle aus. Überliefert ist seine Aussage: *„Wenn mir Gott zu leben erlaubt, werde ich dafür sorgen, dass es in meinem Land keinen Bauern gibt, der sonntags nicht sein Huhn im Topf hat!“*

Seine bedeutendste politische Leistung ist das 1598 erlassene Edikt von Nantes: In diesem wird die Religionsfreiheit und die (weitgehende) rechtliche Gleichstellung von Protestanten und Katholiken festgeschrieben. Es hat 96 Jahre Bestand und wird dann von Ludwig XIV. durch das Edikt von Fontainebleau außer Kraft gesetzt.

Um sich durchzusetzen, muss Henri IV – aus Staatsräson („Paris ist eine Messe wert“) wieder zum Katholizismus konvertiert – viele innerfranzösische Auseinandersetzungen mit Katholiken und den spanischen Habsburgern durchfechten. Er benötigt immer wieder Geld, das er sich von den mömpelgardisch-württembergischen Glaubensgenossen leiht. Benjamin gelingt es, Henri zur Rückzahlung eines Großteils der Schulden zu bewegen. Für den noch ausstehenden Rest erhält Württemberg ab 1605 als Pfand die Grafschaft Alençon in der Normandie. Diese wird – wie es auch unsere Scheibe belegt – von Benjamin Buwinghamen verwaltet. Mit dem französischen König Henri IV, der 1610 ermordet wird, hat Benjamin ein von freundschaftlichem Vertrauen getragenes Verhältnis aufgebaut. 1612 werden die letzten Schulden zurückgezahlt und Alençon fällt wieder an die französische Krone zurück.

Für seine Tätigkeit als Schuldeneintreiber, Verwalter und Diplomat steht Benjamin in hohem Ansehen bei Herzog Friedrich I., der allerdings im Januar 1608 verstirbt. Aber auch sein Nachfolger Herzog Johann Friedrich (geb. 1582 in Mömpelgard, verst. 1628) weiß die Dienste von Benjamin hoch zu schätzen. Mit Hilfe von Benjamin Buwinghamen und dessen Bruder Daniel hatte Herzog Friedrich zunächst die Union mit dem calvinistischen Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz betrieben, die 1608 in die „Evangelischen Union“ von protestantischen Fürsten und Reichsstädten mündet. Die katholischen Fürsten mit dem Kaiser an der Spitze schließen sich darauf im nächsten Jahr zur „Katholischen Liga“ zusammen. Der Weg zum 30-jährigen Krieg ist dann nicht mehr weit.

Wie bekannt, wird Benjamin Buwinghamen 1616 vom Herzog Johann Friedrich von Württemberg mit dem Rittergut Zavelstein belehnt, das er 1620 käuflich erwirbt, dazu auch die Hälfte des benachbarten Ritterguts Altburg. Mit Hilfe seines Stuttgarter Nachbarn Heinrich Schickhardt (1558 – 1635) lässt er die alte Burg Zavelstein in ein wohnliches Renaissance-Schlösschen umbauen. Um Zavelstein hat sich Benjamin Buwinghamen vor allem durch die Einrichtung einer Versorgung mit frischem Quellwasser aus Röttenbach verdient gemacht. Als nach der 1634 verlorenen Schlacht von Nördlingen in Württemberg Chaos herrscht und die Kaiserlichen das Land besetzt halten, stirbt Benjamin Buwinghamen 1635 in Stuttgart an der Pest. Sein eindrucksvolles Grabmal hat die Bombennächte des 2. Weltkriegs überstanden und steht immer noch in der Stuttgarter Hospitalkirche.

2. Portraitbild von Eberhard Friedrich Buwinghamen von Wallmerode (1648 – 1729)

Der Stadt Bad Teinach-Zavelstein ist es gelungen, ein Portrait-Bild von Eberhard Friedrich von Buwinghamen-

Wallmerode zu erwerben, das seit kurzem seinen Platz im Museum gefunden hat.

Eberhard Friedrich (1648 – 1729) war das erste Kind der Eheleute Jakob Friedrich Buwinghamausen von Wallmerode (1614 – 1686) und dessen erster Ehefrau Sophia Potentia von Sperberseck (1625 – 1657). Die Eltern hatten 1645 geheiratet.

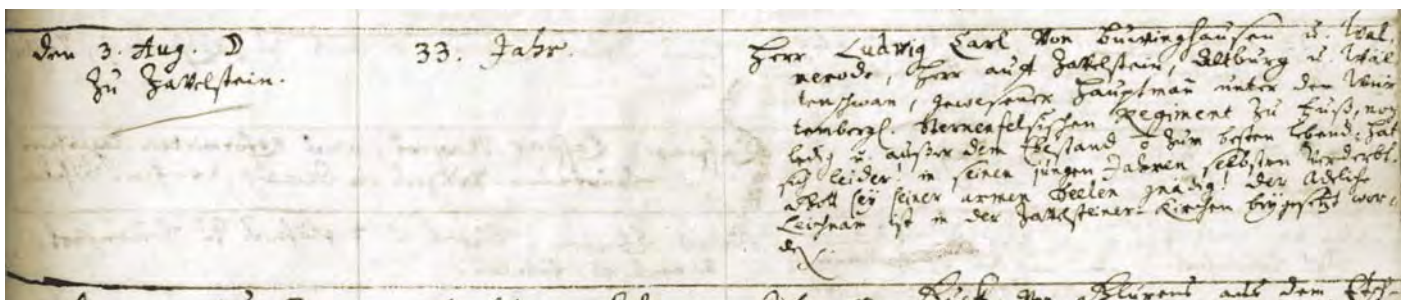
Eberhard Friedrich erhält eine sorgfältige Erziehung: Er studiert, macht eine Bildungsreise nach Frankreich, wo er sicherlich auch am Hof Ludwigs XIV., des „Sonnenkönigs“ weilt, und schlägt zunächst eine militärische Laufbahn ein. 1672 bewirbt er sich bei Herzog Eberhard III. von Württemberg (reg. 1628 – 1674) um eine Stelle. In seiner Bewerbung erklärt er, sein Vater sei nicht mehr imstande, ihn zu unterhalten. Er könne jetzt reiten, fechten, tanzen und was sonst ein Kavaliere in der Campagne (*beim Feldzug*) tut. Ein Buch zu verstehen wäre ihm jetzt möglich; des Französischen sei er nun ebenso mächtig wie der deutschen Sprache. Bei der Infanterie habe er vieles über die Fortifikations-Geometrie (*Festungsbau*) gelernt.

Der Bewerbung ist Erfolg beschieden und Eberhard Friedrich wird zunächst Soldat, später Obervogt von Calw und Wildberg, wobei ab 1690 auch Neuenbürg und Liebzell unterstellt werden.

Nach dem Tod des Vaters Jakob Friedrich (verstorben 1686) erhält Eberhard Friedrich das Rittergut Altburg mit Weltenschwan. Der Zavelsteiner Besitz mit dem Schloss fällt an Ludwig Carl, einen Sohn aus der dritten väterlichen Ehe.

Dieser, Hauptmann im Sternenfelsischen Regiment, häuft einen enormen Schuldenberg auf seinem Erbteil an, wofür Zavelsteiner Rechte (Hohe Jagd, Fischrecht in der Teinach) pfandweise abgetreten werden müssen. Er stirbt 1705, und im Zavelsteiner Kirchenbuch findet sich dazu ein bezeichnender Eintrag (siehe unten).

Wie er sich „selbsten verderbt“ hat, ist leider nicht bekannt. Eine Kombination von Spielschulden, Alkohol und galanten Erkrankungen dürfte nicht allzu abwegig sein.



Kirchenbucheintrag zum Tod von Ludwig Carl von Buwinghamausen:
„Herr Ludwig Carl von Buwinghamausen v. Walmerode, Herr auf Zavelstein, Altburg und Wältenschwan, gewesener Hauptmann unter dem württemberg. sternenfelsischen Regiment zu fuß, noch ledig und außer dem Ehestand. Zum besten lebend hat sich leider! in seinen jungen Jahren selbst verderbt. Gott sey seiner armen Seele gnädig! Der adelich Leichnam ist in der Zavelsteiner Kirche beigesetzt worden.“

Ludwig Carl hinterlässt sein Zavelsteiner Erbteil so hoch verschuldet, dass weder seine Schwester noch seine Mutter noch sein Stiefbruder Eberhard Friedrich das Erbe annehmen wollen. Schließlich erklärt sich der Stiefbruder Eberhard Friedrich, der auf Ludwig Carls Flehen zuvor ohnehin schon Bürgschaften übernommen hatte, doch bereit, die Erbschaft zu übernehmen, um die Schulden abzuwickeln. Andernfalls wäre durch die übernommenen Bürgschaften auch sein Altburger Erbteil in Schieflage geraten. Allerdings überfordert die auf dem Zavelsteiner Besitz liegende Last die finanziellen Möglichkeiten von Eberhard Friedrich bei weitem. Doch trotz des ruinösen Verhaltens seines Stiefbruders und Kriegzeiten gelingt ihm der Neubau eines Schösschens in Altburg (1823 abgerissen). Laut Inventarliste gedeihen in den Schlossgärten „rare Zwerck (Zwerg) Obstbäume, Blumenwerk, Tullpanen (Tulpen), Zwiebel, Auriolen (Aurikel) und Stauden und Wintergewächse vielerley Sorten“.

Es ist denkbar, dass mit ihm der Krokus nach Zavelstein kam, jedoch fehlen hierfür eindeutige Belege.

Eberhard Friedrich veranlasst, dass 1705 nach dem Tode Ludwig Carls vom Zavelsteiner Besitz eine detaillierte Inventarliste angefertigt wird, um das Schloss wertmäßig zu erfassen. Diese belegt, dass Beschädigungen vor allem der Schlosddächer vorliegen, auch Möbel durch die Plünderung der Franzosen abhanden gekommen sind, die Anlage sonst jedoch erhalten blieb.

Beim Einfall der französischen Truppen im „Pfälzischen Erbfolgekrieg“ ist es 1692 somit keineswegs zu einer Zerstörung von Schloss Zavelstein gekommen, dagegen wurde das Städtle – wie bekannt – völlig abgebrannt. Die immer wieder kolportierte Angabe, der „Melac“ habe die Burg Zavelstein zerstört, trifft also nicht zu. Außerdem ist davon auszugehen, dass der Schreckensruf „der Melac kommt“ als Synonym für die französische Soldateska verwendet wurde und daraus keineswegs auf die persönliche Anwesenheit des Comte Ezéchiel de Mélac geschlossen werden kann.

Da sich in den folgenden Jahren für das Zavelsteiner Rittergut kein Interessent aus der Ritterschaft findet, kommt 1710 Zavelstein zusammen mit der hohen und

Zavelstein Inventarium

Über

Weyland des Frey Reichs Hoch-
wohlgebohrnen Herrn, Ludwig Carl
von Büdingen, auff Wallmen-
roth, Jhro Leibknecht, etc. zu Ebertham-
berg gütlichen Hauptmanns unter
dem löblichen Starckenfeldt Regiment
zu Fuß, Verlassener Haab und Güther,
junctis Liquidationibus Activo-
rum et Passivorum, angefangen
den 24. Novembris, und vollendet
den 5. Decembris Anno 1705.

Zavelstein

Inventarium

über

Weyland des Frey Reichs Hoch-
wohlgebohrnen Herren, Ludwig Carl
von Büdingen, auff Wallmen-
roth Ihro hochfürst. Dhlt. Zu Württem-
berg gewesenen Hauptmanns unter
dem löblichen Sternenfeldt. Regiment
Zu Fuß, verlassener haab und güther,
junctis Liquidationibus Activo-
rum et Passivorum, angefangen
den 24. Novembris, und vollendet
den 5. Decembris Anno 1705

Titelblatt Inventarium Zavelstein

16. d. 27. May. sind begraben in Jule Creb todt gebohrnen Knaben Joh. Friedr. Galen
b. u. Belding in Javelstein.
17. eod. die. sind in die Kirche zu Javelstein von Altburg her zum Begräbnis ge-
bracht, u. dann in der adelich Kruff beygesetzt H. Eberhard Friedrich von Büdingen-
hausen u. Walmerot, Herr auf Altburg etc. Obervogt in Calw etc. alt 80 Jahr
8 Monath 23 Tage.
18. d. 28. April. Diele H. Lubber, Leiffant in Javelstein, u. sind d. 29. April. be-

Kirchenbucheintrag zum Tod von Eberhardt Friedrich Buwinghamen vom 24. März 1729

eod. die wird in die Kirche zu Zavelstein von Altburg her zum Begräbnis gebracht, u. dann in der adelich Kruff beygesetzt H. Eberhard Friedrich von Buwinghamen und Walmerot, Herr auf Altburg etc. Obervogt in Calw etc. alt 80 Jahr 8 Monath 23 Tage



Eberhard Friedrich Buwinghamen von Wallmerode

niederen Jagdgerechtigkeit für zwanzigtausend Gulden letztlich wieder an das Haus Württemberg. Der württembergischen Herzog Eberhard Ludwig (reg. 1693 –1733) ist gerade dabei, seinen Württembergern die Erbauung der Residenz Ludwigsburg abzupressen. Dem prunkliebenden Fürsten liegt zwar viel an der Jagd, aber nichts an dem etwas herunter gekommenen Schlösschen. Reparaturen bleiben aus, und so verfällt es.

Eberhard Friedrich hat sich viermal verheiratet, wobei er mit seiner letzten Ehe, als er unstandesgemäß seine Haushälterin Elisabeth Moschütz aus Calmbach ehelicht, in den Augen seiner übrigen Familie eine „Misshelirat“ eingeht, die nach seinem Tod prompt zu Auseinandersetzungen um das Erbe führt.

Eberhard Friedrich wird – wie sein Stiefbruder Ludwig Carl – in der Sankt Georgskirche Zavelstein bestattet, die Grablege vieler Buwinghamen ist.

3. Alexander Maximilian Friedrich Buwinghamen von Wallmerode

(zum Titelbild auf der Umschlagseite)

Als „Mann mit dem rasselnden Husarensäbel, dem Schnurrbart und dem sanften Geist“ hat Christian Daniel Schubart (1739 - 1791), Dichter, Organist, Komponist und Journalist, den ziemlich martialisch wirkenden, aber freundlich blickenden Husaren-Generallieutenant charakterisiert, und Ferdinand Kobell (1740-1799), kurfürstlicher Kabinettsmaler und Professor an der Kunstakademie in Mannheim, später in München, hat diesen Eindruck recht gut getroffen.

Der rote Husar ist in voller Montur hoch zu Ross dargestellt. Unser Wildbader Mitglied Horst Rau hat das Bild im Katalog des Kunsthauses Nagel 402 S „Spezial-Auktion Königliches Württemberg“ vom Jahr 2006 entdeckt. Horst Rau, Vorstandsmitglied im Kreisgeschichtsverein Calw, ist 2011 überraschend verstorben.

Christian Daniel Schubart wie auch sein Dienstherr Carl Eugen, Herzog von Württemberg und Graf von Urach, haben Alexander Maximilian Friedrich Buwinghamen von Wallmerode sehr geschätzt.

Wir wissen recht viel von dem roten Husaren: Er hat eine Autobiographie hinterlassen, die Ernst Freiherr v. Ziegesar in einer Broschüre mit dem Titel „Zwei Württembergische Soldatenbilder aus alter Zeit“ König Wilhelm II. von Württemberg gewidmet und 1904 veröffentlicht hat.

Alexander Maximilian wird am 6. Februar 1728 in Belgrad geboren. Sein Vater Johann Friedrich von Buwinghamen-Wallmerode (1687-1746) steht als Hauptmann im Infanterieregiment „Prinz Karl Alexander von Württemberg“ bei der endgültigen Zurückdrängung der Osmanen im 6. Türkenkrieg im kaiserlichen Dienst. Seine Mutter ist Maria Theresia von Deibler, sie stirbt kurz nach der Geburt von Alexander Maximilian.

Der Soldatenberuf des Vaters ist unvereinbar mit der Erziehung eines munteren kleinen Bürschleins. So wächst er zunächst bei Pflegeeltern heran. 1734 – Alexander Maximilian ist nun 6 Jahre alt – erhält der Vater von seinem alten Kampfgefährten und inzwischen Herzog gewordenen Karl Alexander von Württemberg die erbliche Obervogtei Calw mit den Unterämtern Wildberg, Neuenbürg, Wildbad, Liebenzell und Bulach. Wohnsitz ist das Rittergut Altbürg, und Alexander Maximilian kommt zunächst in Calw zur Schule. Mit dem Lernen klappte es zuhause aber nicht so recht, 1736 wird er nach Tübingen geschickt, womit der Vater aber auch nicht zufrieden ist, weshalb er 1737 zu einem Präzeptor Mr. Baumann nach Stuttgart in Kost und Logis gegeben wird und dort das Gymnasium besucht. Recht regelmäßig wird er zusammen mit anderen jungen Adelligen an den Sonntagnachmittagen zu den württembergischen Prinzen ins Schloss geladen, und es entwickelt sich früh eine freundschaftliche Beziehung zum nur fünf Tage jüngeren Carl Eugen, dem späteren 12. Herzog von Württemberg (Herzog von 1737-1793).

Alexander Maximilians Berufsziel ist von Kindheit an klar: Er will Soldat werden! Wie er selbst schreibt, „lässt er seinem ... Vater keine Ruhe“, bis dieser ihn 1744 in Wildbad Herzog Carl Eugen zuführt, der dort gerade seinen steifen Hals kuriert und kurz zuvor die Regierung übernommen hat. Wie der Herzog gerade 16 Jahre alt wird er gleich als Fahnenjunker in die neueingerichtete Garde zu Fuß aufgenommen und macht zügig Karriere.

Im adeligen Damenstift Oberstenfeld ist seine Tante Magdalena Eleonore Helene Hüffel von Neuenwindeck

Priorin, die er des öfteren besucht, dabei die älteste Tochter des kurpfälzischen Kammerherrn von Dachroeden kennen lernt und diese 1752 heiratet. Sie überlebt ihren Gatten um zwei Jahre, wobei sie – wie ihr Sohn Franz Maximilian Friedrich berichtet – „leider über 20 Jahre in dem Zustande von Verstandesverwirrung ... gewesen war“.

1756 bricht der Siebenjährige Krieg (Dritter Schlesischer Krieg 1756-1763) aus, der Herzog von Württemberg steht auf der kaiserlichen Seite. Alexander Maximilian ist von Anfang an dabei, wird 1759 erst 31-jährig Oberst-Lieutenant bei dem neu errichteten „von Gorcy'schen“ Husaren-Regiment und 1763 – nun 35-jährig – zu dessen Chef ernannt. 1769 befördert ihn der Herzog zum General-Major und er bleibt nun für immer am Hof. Er wird auch mit der Oberaufsicht über alle herzoglichen Gestüte betraut. Das väterliche Altburger Erbe hat er schon 1759 für 19 000 Gulden an Württemberg verkauft. Seinen Herzog Carl begleitet er auf zahlreichen meist recht strapaziösen Reisen und lernt dabei Goethe, Wieland und Herder kennen.



1769 begegnet der General dem Dichter Christian Daniel Schubart, der in Ludwigsburg die Offiziere in Geschichte und Ästhetik unterrichtet. Wie bekannt, wird Schubart von Herzog Carl Eugen wegen Unbotmäßigkeit zur Umerziehung 1777 bis 1787, also für ganze 10 Jahre, in der württembergischen Staatsfestung Hohenasperg eingesperrt. Zu Alexander Maximilian von Buwington entwickelt Schubart für den Rest seines Lebens eine derart große Wertschätzung, dass er ihm eine ganze Reihe von Gedichten widmet, ein letztes zu Neujahr 1791, kurz vor des Dichters Tod:

Gott grüße Dich, Du christlicher Husar!
 Und gebe Dir ein gutes neues Jahr!
 Doch hör aus meinem Munde
 Im ersten Jahresstrahl
 erst eine große Kunde:
 Ich sah um Mitternacht ganz klar
 Durch den zerrissenen Himmel
 Der Frommen große Reiterschar.
 Wie Sonnenstrahlen glänzten ihre Schimmel.
 Da stand in meiner Nacht, vom Himmelsglanz
 erhellt,
 Mein Genius und sprach: „Die auf der Unterwelt
 Einst brave Generals und gute Christen waren,
 Sind Führer dieser weißen Scharen.
 Dein Buwington hat für seiner Tugend Lohn
 Einst unter dieser Schar die schönste Eskadron!“

Für seinen 1746 verstorbenen und in der Sankt Georgskirche Zavelstein begrabenen Vater Johann Friedrich von Buwington lässt der Sohn Alexander Maximilian ein Epitaph mit berührender Aussage anbringen:

Hier bey diesem Leichensteine
 Ruhen die Gebeine
 eines ehrlichen Mannes,
 des Reichsfrey Hochwohlgebohrnen Herrn.
 Herrn. Johann Friderich Bouwinghausen.
 von Wallmerode.
 Herrn auf Altburg und Weltenschwan.
 Sr. Herzogl. Durchl. zu Würtemb. Obervogts
 der Städte und Aemter: Calw, Wildberg, Bulach,
 Liebenzell und Wildbad,
 welcher d: 23: sept: 1687, gebohren,
 und d: 22: oct: 1746, zu Calw
 in Jesu Christo seelig entschlafen ist.
 Gesetzt zu dankbarem angedenken
 und aus herzlichster Liebe
 von seinem einzigen Sohne.
 Alexander Maximilian Friderich Bouwinghausen
 von Wallmerode.
 Herzoglich Württembergischer General Major
 Chef, des Husaren Regiments,
 Commandeur des Militaire S : Carl, und
 Ritter des Kaiserlichen Odenwaldischen Ordens.
 Anno 1790
 (Originalschreibweise)



Als Herzog Carl zu Württemberg im Februar 1744 die Regierung antrat, besuchte derselbe gleich im Junio diese Quelle, bey welcher der damalige Obervogt von Calw, Neuenbürg, Liebenzell u. Wildbad ec. Johann Friderich Bouwwindhausen von Wallmerode, seinen einzigen 16 jährigen Sohn Alexander Maximilian Friderich, dem Regenten vorführte, der ihn zum Fahnenjunker bey der neu errichteten Garde zu fus anstellte und 50 Jahre hernach im Junio 1794 kam dieser als Generalfeldmarschall-Lieutenant Chef des Husaren Regiments Ritter des Wirtembergischen grosen Commandeur des militaire- und des Kaiserlich Canton Ottenwaldischen Ritter-Ordens zum erstenmal hier wieder an. Preiset den Schöpfer der Quellen!
(Originalschreibweise)

Ein Gedenkstein im Kurpark von Wildbad erinnert an den zweiten und letzten Besuch von Alexander Maximilian, der nun als 66-jähriger nochmals an den Ort kommt, wo vor 50 Jahren sein so erfolgreicher beruflicher Weg begann.

Der Generalfeldmarschall-Lieutenant Alexander Maximilian Friedrich Buwinghamusen von Wallmerode verstirbt im Alter von 68 Jahren am 2. Mai 1796 recht überraschend an einem „Brandfieber“, also wohl an einer gangränösen (mit Gewebszerfall einhergehenden) Wundinfektion. Er wird auf dem Friedhof der Hospitalkirche in Stuttgart bestattet. Carl Eugen, sein Herzog, Förderer und Freund, ist schon 1793 verstorben.

Von den 11 Kindern der Eheleute Buwinghamusen erreichen zwei Töchter und drei Söhne das Erwachsenenalter. Der Älteste, Franz Maximilian Friedrich, wird Stallmeister und bleibt kinderlos, sein Bruder Gottfried Maximilian Friedrich wird Soldat, hat sich nicht verehelicht und scheint einem frühen Sekundenherztod erlegen zu sein. Vom jüngsten Bruder Carl Maximilian Friedrich überlebt jedoch der 1820 in Großbottwar geborene jüngste Sohn Carl Christian Alexander. Auch er wird ab 1836 Soldat im 1. württembergischen Reiterregiment und schließlich Unterlieutenant im 8. *Württembergischen Infanterieregiment*. 1843 verlässt er die Armee, wobei über die Ursache zu diesem Schritt nichts be-

kannt ist. 1846, als es in Württemberg erneut zu einer durch Getreide-Missernte und Krautfäule bei Kartoffeln ausgelösten Hungersnot kommt, wandert der letzte Namensträger Carl Christian von Buwinghamusen-Wallmerode nach Amerika aus. Er legt seine Adelstitel ab und wird zum Stammvater der amerikanischen „Buwinghamusen“.

Quellen:

Johann Valentin Andreae: Benjamin Buwinckhausen von Wallmerode, Besitzer von Zavelstein und Altburg, Goldenen Ritters männliche Tugend (aus „Leichenbegängnisse einzelner hochberühmter Freunde“, Lüneburg 1642)

C. F. Renz: Geschichte der ehemaligen Bergveste und Herrschaft Zavelstein (Nagold 1846)

Ernst Frhr. v. Ziegesar:

Zwei Württ. Soldatenbilder aus alter Zeit (Stuttgart 1904)

Ernst Frhr v. Ziegesar: Geschichtliche Nachrichten über die Burgruine Zavelstein und zusammenhängende Beschreibung der ca. 20 Grabsteine in der Zavelsteiner Kirche (Stuttgart 1910)

Markus Otto: Die Grabdenkmäler der Bouwinghausen v. Wallmerode in Zavelstein ((Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde Band 11 Heft 16, Sept. 1964)

Rolf Bidlingmaier: Bürgerliche Nachkommen der Freiherren von Bouwinghausen-Wallmerode (Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde Band 22 Heft 11, Sept. 2000)

Karl Greiner (ergänzt und erweitert von Siegfried Greiner): Bad Teinach und Zavelstein (Pforzheim 1986).

Besonderer Dank gilt Herrn **Lothar Berner** für seine ausgedehnten Recherchen zur Geschichte der Familie Buwinghausen. Herr Berner hat 1999 eine Diplomarbeit an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig (FH), Fachbereich Buch und Museum, Studiengang Museologie, vorgelegt mit dem Titel „Die Grabmale der Familie Buwinghausen von Wallmerode“ und darüber hinaus mit seinem bisher unveröffentlichten Manuskript von 2010 „Die Buwinghausen von Wallmerode“ umfangreiches weiteres Material zur Verfügung gestellt.

Bilder:

Kabinettscheibe, Henri IV, Portrait Eberhard Friedrich Buwinghausen, zwei Kirchenbucheinträge, Epitaph in der St. Georgskirche Zavelstein: Klaus Pichler.

Inventarium Zavelstein: Lothar Berner

Gemälde von Ferdinand Kobell: Alexander Maximilian von Buwinghausen-Wallmerode als Generalfeldmarschall-Leutnant aus dem Katalog 402 S „Spezial Auktion Königliches Württemberg“ des Kunsthauses Nagel vom Jahr 2006.

Gedenkstein im Kurgarten von Wildbad: Hans Schabert

Kohlebrennen im Stellungskrieg 1915 in Flandern

Fritz Barth, Bad Wildbad-Calmbach

Die jahrhundertlang im Nordschwarzwald ausgeübte Köhlerei ist weithin bekannt und in einer Reihe von heimat- und kulturgeschichtlichen Büchern und auch in zahlreichen Museen dokumentiert. Besonders die Bilderserie des Wildbader Hoffotografen Karl Blumenthal und seine schriftlichen Aufzeichnungen „Bei den Kohlebrennern“ in den Blättern des württembergischen Schwarzwaldvereins von 1911 geben Zeugnis davon. Auch wird von der Forstverwaltung Enzklösterle ab und zu ein Kohlenmeiler aufgebaut, um den Kurgästen dieses untergegangene Waldgewerbe zu demonstrieren.

Wenig bekannt ist dagegen, dass im 1. Weltkrieg, nach dem Erstarren des anfänglichen Angriffsschwungs, als die deutschen Armeen in Frankreich und Belgien zum Stellungskrieg gezwungen wurden, dort Holzkohle gebrannt wurde. Oft lagen die vorderen Schützengräben von Freund und Feind auf Handgranaten-Wurfweite gegenüber. Durch französischen und englischen Artilleriebeschuss, der sich zum Trommelfeuer steigern konnte, war für die Essensträger oft kein Durchkommen bis zu den vorderen Linien, oder die Rationen konnten nur kalt vorgebracht werden.



Bei den Kohlebrennern in Flandern 1915, Schwarzwälder Musketiere des 8. Württembergischen-Infanterie Regiments 126 (aus dem Regimentsbuch der Generalmajore a. D. Glück und Wald)

Um auch in den feindnahen Gräben und Unterständen das Essen durch rauchloses Feuer erwärmen zu können, wurde Holzkohle benötigt. Das Feuern mit Holz musste dort wegen der starken Rauchentwicklung unterbleiben.

Zur Holzkohlenerzeugung hatte zum Beispiel das 8. Württembergische Infanterie-Regiment 126 „Großherzog Friedrich von Baden“ in der Etappe Kohlenmeiler erstellt. Es waren in diesem traditionsreichen Regiment ja viele Schwarzwälder, die wussten, wie Holzkohle gewonnen werden kann. Im Regimentsbuch, verfasst von den Generalmajoren a. D. Glück und Wald, wird über die Korpsreserve im flandrischen Meenen im August und September 1915 folgendes geschrieben:

„Da in den Stellungen kein Feuer gemacht werden durfte und es doch manchmal erwünscht schien, erkaltetes Essen wieder aufzuwärmen, der Soldat auch gerne aus seinen eigenen Vorräten etwas kochte oder brutzelte, um ferner im Winter ohne Bedenken Schützengrabenöfen in Gang setzen zu können, hatte das Regiment in einem Eichenwald bei der Wasserburg eine Kohlebrennerei eingerichtet. Unter unsern Schwarzwäldern fanden sich die nötigen Fachleute dazu. Sie zeichneten sich durch Fleiß und guten Appetit aus. Wöchentlich lieferten sie 40 Maltersäcke Holzkohlen und bezogen dafür eine doppelte Speckportion. Im Spätherbst aber war der Wald schon so ausgelichtet, dass wir nach einem anderen Gehölz Ausschau halten mussten.“

Soweit diese Episode aus dem Regimentsbuch, die aufzeigt, wie Not erfinderisch macht.

Als Dank für zwei Feldpost-Päckchen sendete Soldat W. Beisswenger an Paul Seyfried, Rössleswirt in Calmbach, am 17. Februar 1915 zwei Postkarten aus Flandern. Darauf sind Schwarzwälder Soldaten beim Aufbau eines Holzkohlen-Meilers in der Etappe abgebildet.

Er schrieb dazu: *„Anbei 2 Kärtchen von einem Köhlerhaufen im Bau, dabei sind auch 2 Soldaten aus dem Enzthal. Die Holzkohlen werden vorne im Schützengraben in einem Ofen verwendet, aber auch bloß bei unseren Offizieren in ihren Unterständen, wir haben doch keinen Ofen.“*

Um die wertvolle Holzkohle zu gewinnen, darf es nur zu einem Schwelbrand kommen. Wenn es im Meiler zu einem regelrechten Brand käme, wäre alle Mühe vergebens gewesen: statt Holzkohle wäre Holzasche entstanden. Deshalb muss der Schwelbrand, bis der Meiler gar ist, immer wieder kontrolliert werden. Durch die Luftlöcher darf nur weißer Rauch aus dem Meiler entweichen.

Wird der Rauch gelb bis schwarz, ist der Schwelbrand zu einem richtigen Brand geworden, der sofort durch Verminderung der Luftzufuhr unterbrochen werden muss. Dies geschieht, indem der Köhler die „Bodenzüge“, die für die Luftzufuhr angebracht sind, mit Erde verkleinert. Ist der Meiler gar, wird er geöffnet. Die frei-

gelegte Holzkohle muss umgehend mit Wasser abgelöscht werden.

Der technische Vorgang des Holzkohlebrennens war beim kommerziellen Brennen im Schwarzwald, wie auch bei den kleinen Meilern in der Etappe in Flandern, gleich.



Um den Kamin wird das Holz aufgeschichtet.



Das Holz wird mit Reisig bedeckt und später mit Erde, danach konnte der Meiler entzündet werden.

„Eine freundliche Erinnerung an diese wunderreiche Natur“

Vor 200 Jahren machte Justinus Kerners Wildbad-Buch den Nordschwarzwald bekannt

Martin Frieß, Calw

Einer, der Wildbad bekannt und berühmt gemacht hat, ist Justinus Kerner. Zwar weilte er nur ein Jahr in der Kurstadt, von Januar 1811 bis Januar 1812, als Badearzt. Aber mit seinem in dieser Zeit entstandenen Buch „Das Wildbad im Königreich Württemberg“ machte er den Badeort weit über Wildbad hinaus bekannt. Vor fast 200 Jahren, im Lauf des Jahres 1813, ist es erstmals gedruckt worden. Anlass für diesen Rückblick soll auch Kerners Tod am 21. Februar 1862 – vor 150 Jahren – sein.

Im Vorwort zur ersten Auflage des Wildbad-Buches stimmt er den Leser ein: „Jetzt, da, von seinen Gästen verlassen, dieses Tal wieder einsam und traurig steht, kann ich den Freunden des Wildbades ein Genüge leisten und eine Beschreibung desselben verfassen. Von den Fremden kann sie entweder als ein freundliches Gedächtnisblatt für sie selbst oder als ein Angebinde für ihre zurückgebliebenen Freunde gebraucht werden. Meine Landsleute aber wünschte ich durch diese Blätter auf einen der merkwürdigsten Punkte unseres Vaterlandes aufmerksam zu machen: Denn gemeinlich



Justinus Kerner (1786-1862)

lassen wir dasjenige, was unserem Gesichtskreise nahe liegt, unbeachtet, oder es dünkt uns gewöhnlich, indes das Gewöhnliche aber ferne und rätselhaft erscheint.“

Badearzt in Wildbad

Es war im Januar 1811, als der gerade 24-jährige Kerner nach seinem abgeschlossenen Studium, nach mehreren Reisen und einer zweieinhalb Monate währenden Arzttätigkeit in Dürrmenz (bei Mühlacker) als Badearzt nach Wildbad kam. Und er stürzte sich sogleich in die Arbeit. Eine wichtige Quelle über das Jahr im Enztal sind die Briefe an seine Freunde. Als erster von ihnen ist Ludwig Uhland zu nennen, der Kerner bereits im Februar auf der Rückreise von Paris besuchte und mit ihm eine lebenslange Freundschaft pflegte. An seine Freunde schrieb er: „Ich fand Kerner von sehr gutem Ansehen, ob er gleich immer über seinen Zustand als Wildbader Arzt klagt, indem er auch wirklich für viele Arbeit fast gar keine Einnahme hat. Er ist zugleich Apotheker, und da bezahlen ihn die Leute bloß für die Arzneien, nicht einmal für diese.“ Im April berichtete Kerner an seinen Freund: „Ich komme nur alle ander Tage aus den Kleidern und zum Schlaf.“ Später schreibt er, er sei „weit entfernt von aller Poesie, sehr verlassen und überhaupt in einer betrübten Lage.“

Ganz so unpoetisch und unproduktiv war seine Lage jedoch nicht. Immerhin gab er zusammen mit Uhland, Gustav Schwab und Carl Metzger den Musenalmanach von 1812 heraus, und er betrieb eine rege Korrespondenz, unter anderem mit den Schriftstellern Varnhagen, Fouqué, Chamisso, Hebel und Schlegel, auch empfing er immer wieder Besuche.

Im November 1811 meldete er Uhland völlig überraschend, er habe „eine Schrift über das Wildbad geschrieben, die ich Dir zur Einsicht und Korrektur zusenden werde. Diese Arbeit hat mir Vergnügen gemacht und auch zu einiger näherer Umsicht in die Gegend veranlasst.“ Im Februar 1812 erhielt Uhland das Manuskript, um es zu überarbeiten und die Drucklegung zu überwachen. Uhland frohlockte: „Kerner hat ein recht

Das
W i l d b a d
im Königreich Württemberg
beschrieben
von
Dr. Andreas Justinus Kerner.



T ü b i n g e n
bey Jakob Friedrich Heerbrandt.
1 8 1 3.



Stadtkirche und Königliches Palais (rechts)

liebliches, lustiges Büchlein über das Wildbad herausgegeben, worin die dortigen Quellen als wahre Schönheits- und Verjüngungsbrunnen dargestellt werden.“ Bis zur Drucklegung dauerte es allerdings noch ein Jahr.

Kerner wollte also keinen Reiseführer schreiben im modernen Sinne, auch keine gelehrte Badeschrift für Ärzte, sondern den Badegästen „eine freundliche Erinnerung an diese wunderreiche Natur“ an die Hand geben, wie er fast bescheiden formulierte. Und der Erfolg gab ihm Recht. Immerhin konnte das Buch insgesamt viermal aufgelegt werden, und Kerner – längst als Oberamtsarzt in Weinsberg etabliert und ein renommierter Dichter – ließ es sich nicht nehmen, jede Auflage selber zu bearbeiten. Er ergänzte die dritte Auflage 1832 um ein Kapitel über Liebenzell und die vierte Auflage 1839 um ein weiteres über Teinach und Hirsau. Das Buch war auch Ausgangspunkt für alle weiteren Wildbad-Schriften im 19. Jahrhundert, allen voran Granvilles „The Spas of Germany“ (1837), in dessen Folge zahlreiche Engländer nach Wildbad kamen. 1985 brachte der Gengenbach-Verlag Liebenzell eine Neuauflage von Kerners Wildbad-Buch heraus.

Heilendes Wasser an einem besonderen Ort

In erster Linie war es die Heilwirkung der Quellen, die Kerner nicht nur faszinierte, sondern ihn auch zum Verfassen des Buches inspirierte. Auch widmet er sich den naturräumlichen Gegebenheiten, der Vielfalt der Pflanzen, der Entstehung der Quellen und der Zusammensetzung des Wassers, bevor er zu seinem

Hauptthema, der Heilwirkung des Wassers auf Mensch und Tier, kommt. Er rühmt die Abgeschiedenheit und die Ruhe des Ortes, der „seiner ganzen Natur und seinem Wesen nach“ so sehr bestimmt sei, „ausschließlich zur Heilung von Kranken zu dienen.“ Er empfiehlt dem Gast eine einfache und naturgemäße Lebensweise, die „der stillen und einfachen Größe der Natur dieses Heilorts entspricht.“ Es solle nicht so zugehen wie in vielen Bädern Deutschland, wo „die Tafeln der Wirte die Hauptsache sind, die Quellen aber nur Nebensache.“

Kerner beschreibt auch die Bäder und die dazugehörigen Einrichtungen. Dann widmet er sich den Hotels und den Gasthöfen, wobei

er dem gerade (1839) im Bau befindlichen Hotel des Grafen Dillen, dem späteren Hotel Bellevue (heute Teil der Quellenhof-Klinik) breiten Raum gibt. Der Badeort habe zwar mehrere, „zum Teil große und elegant eingerichtete Gasthöfe, allein in dieser Hinsicht muss noch vieles geschehen.“

Weiter heißt es: „Ein großer Teil der Einwohner beschäftigt sich, besonders den Winter über, mit Förderung des Holzes in die Täler. Diese Talbewohner besitzen eine eigene Kunst, mit schwer beladenen Holzschlitten von den höchsten Abhängen der Gebirge sicher ins Tal herabzugleiten. ... Ein anderer Teil der Einwohner beschäftigt sich mit dem Fällen des Holzes, das teils auf der Enz in die königlichen Holzgärten, teils, wie die



Wildbad um 1820: Im Vordergrund ist der Turm der Leonhardskirche zu sehen. Das Kirchenschiff ist nur noch Ruine. Wenig später wurde auch der Turm abgebrochen.

größeren Stämme, auf der Enz, dem Neckar und dem Rhein nach Holland befördert wird. ... Ein fernerer Erwerbszweig dieser Waldbewohner ist die Bereitung des Teers, mit dem nach Holland Handel getrieben wird. Ferner die Bereitung der Holzkohle, der Pottasche und des holzessigsuren Kalkes, aus welchem dann andere Fabriken den Holzessig ziehen. ... Die Zahl der Einwohner in dem Städtchen Wildbad beläuft sich auf 1800; man zählt ungefähr 300 Häuser."



So dürfte Wildbads südlicher Eingang zur Zeit von Kerners Aufenthalt ausgesehen haben: Im Verlauf der Straße sind rechts die Badgebäude zu sehen.

Die hauptsächlichen Bademonate seien der Juni und der Juli, am Besten gebadet werde in der Frühe zwischen fünf und neun Uhr, möglichst noch vor dem Frühstück. Er empfiehlt richtige, naturgemäße Kost und Enthaltung statt schädlicher Überfüllung. Als Badearzt steht Kerner an der Grenze zwischen der spekulativen und der naturwissenschaftlichen Medizin und am Anfang des medizinisch bestimmten Kurwesens.

Liebenzell

Über Wildbads „schwesterliche Nympe“ Liebenzell schreibt Kerner: „Um ein Bedeutendes niedriger und milder als das Wildbad liegen die Bäder von Liebenzell, in einer Erweiterung des Nagoldtales zu einem anmutigen, von sanften Bergen umkränzten Rund, das durch das Vortreten der Berge sowohl gegen den Nord- als auch gegen den Südwind geschützt wird. ... Liebenzell ist ein kleines, offenes Städtchen an der Nagold mit nahehin 1000 Einwohnern. Die Bäder liegen in der Nähe des Städtchens im Tal auf dem gegenüberliegenden Ufer der Nagold. Sie erhalten ihr Wasser aus zwei verschiedenen Quellen. Das untere Bad besitzt ein

größeres neues Badhaus mit 18 heizbaren Zimmern, unten im Badhaus ist die Quelle gut gefasst. Das obere Bad enthält ein älteres Gebäude und ist weniger geräumig eingerichtet; eine dichte Lindenallee am Ufer der Nagold verbindet beide Bäder.

Das Heilwasser dieser Quellen besitzt eine bedeutend niederere Temperatur als das des Wildbads; die Temperatur der unteren Quelle besitzt 19,7°R., die der oberen Quelle ist etwas geringer, in beiden Bädern muss daher erst das Wasser in Kesseln gewärmt werden; es ist ein dem Wildbad sehr ähnliches kochsalzhaltiges Wasser. Es ist bekannt, dass dieses Bad, besonders in früheren Jahrhunderten, großen Ruhm gegen Unfruchtbarkeit der Frauen hatte, daher der bekannte alte Vers von demselben:

*Auf ein Zeit hatt' ein Mann ein Weib,
Die liebt er als sein eigen Leib,
Weil sie ihm aber keine Kinder gab,
So bekümmert er sich heftig drob,
Riet ihr, dass sie zog ins Bad,
Sie zog hin auf des Mannes Rat,
Wusst nicht, wie's ging: gut war die Stund,
Schwanger wird das Weib, die Magd und der Hund.*

Und es scheint recht notwendig zu sein, auf die Quellen neuerdings sehr aufmerksam zu machen, da ihre Tugenden zu wenig geschätzt und erkannt zu werden scheinen."



Liebenzell im 19. Jahrhundert. Im Vordergrund das obere Bad.

Teinach

Der kleine Badeort an dem gleichnamigen Flüsschen erfreute sich ab den 1820er Jahren zunehmender Beliebtheit. Dem trugen auch bauliche Verbesserungen Rechnung. So wurden 1836/37 ein neues Badhaus errichtet, das Brunnenhaus, die Kuranlagen und Spazierwege verbessert und die „Laube“ renoviert. Der Reisechriftsteller Adolf Arnold stellte 1837 fest, in Teinach finde man „neben einigen Ausländern, meist Schweizern, die Elite der Stuttgarter Beamtenwelt.“ Fast alle Titel seien hier vereinigt, und die Ohren hallten von dem ewigen „Ober-“, „Ober-“, das die höhere Würde des damit Beglückten andeute. Zum Beispiel begrüße hier ein Obertribunalrat einen Oberjustizrat, dort ein Oberregierungsrat einen Oberjustizrat, und so fort.

Doch kehren wir zurück zu Kerners Schilderung von Teinach: „Vier Stunden vom Wildbad und zwei Stunden von der alten berühmten Stadt Calw liegt, an einem Bache, dem vielleicht seine Ruhe und seine kristallene Helle den Namen Glasbach gab, das kleine Dorf Teinach. An dieses Baches Ufer, am Fuß des Sandsteingebirges, entspringen drei Sauerlinge, reich an Kohlensäure, und eine mehr eisenhaltige Quelle, genannt die Dintenquelle. ... Das Sauerwasser dieser Quellen wirkt äußerst durststillend und erquickend und wird nahe und fern, besonders aber auch im Wildbade, als ein erquickendes Wasser rein, oder unter Wein gemischt, getrunken. Es hat besonders auf die Nerven des Unterleibs, den Herd so vieler Krankheiten, einen erweckenden belebenden Einfluss. In Hysterien, Hypochondrien und selbst in Geisteszerrüttungen zeigen sich diese Wasser schon von

großer Wirkung. Eine Haupterfahrung ist, dass der Gebrauch des Sauerwassers, mit einem kleinen Zusatz des Dintenwassers, auf Frauen, die durch Geburten, Krankheiten und Kummer in eine allgemeine Nervenkrankheit gefallen sind, von ausgezeichneter Wirkung ist.

Es sind jetzt 18 Badezimmer vorhanden; allein auch für diesen Badeort ist eine baldige Vermehrung und Verbesserung der Badeanstalt zu erwarten, nämlich die Erbauung eines neuen Gasthauses. Sehr zu rühmen ist in dieser Kuranstalt, dass alle Gebäude, die zu ihr gehören, das Brunnenhaus, der königliche Bau und die Laubhütte, ferner die beiden Wirtshäuser mit der Kirche, miteinander durch bedeckte Gänge verbunden sind und somit ein Ganzes bilden. Selten werden die Gäste in einem Bade die Bequemlichkeit finden, so gesichert gegen jede Witterung von einem Bau in den anderen und namentlich auch zu den Quellen und in die Badezimmer wandern zu können.“

Nur ein Jahr wirkte Kerner in Wildbad. „Einen Hausstand dort zu gründen, war mir nicht möglich“, schrieb er später. Mit seinem Badebuch leitete er den ungeahnten Aufschwung des „ersten Bades in Württemberg“ ein. Nicht zuletzt trug es zur Bekanntheit des Arztes und Dichters bei. Sein weiterer Weg führte ihn nach Welzheim, wo er 1813 Friederike Ehmann, sein „Rickele“, ehelichte. Ab 1815 wirkte er fünf Jahre als Oberamtsarzt in Gaildorf, bis er nach Weinsberg ging, wo er bis 1851 wirkte und schon zu Lebzeiten ein berühmter Dichter wurde. Dort starb er 75-jährig, vor nunmehr 150 Jahren.



Teinach war im 19. Jahrhundert auch bei der „Stuttgarter Beamtenwelt“ ein bevorzugter Erholungsort.

Warum wurde Altensteig-Dorf 1813 entwaffnet?

Napoleons Größenwahn hinterließ vor knapp 200 Jahren seine Spuren „Zum Dorf“ und wohl im ganzen Oberamt Nagold

Fritz Kalmbach, Dettingen-Erms

Schultheiß Theurer sparte 1813 Papier. Daher entdeckt man in einem Buch, das man heute als Altensteig-Dorfer Grundbuch bezeichnen würde (Güterbuch 1781), einen Zufallsfund, wie er bis jetzt aus keinem anderen Ort des ehemaligen Oberamts Nagold (1810-1938) oder darüber hinaus bekannt geworden ist.

Transkription des Originaltextes:

Daß von der allhiesigen Commun Dorf Altensteig in dem Frühjahr 1813 die bey denen Burgern daselbsten befindlichen Schießgewöhre nach erhaltenem oberamtlichen Befehl mußten auf Nagold eingeliefert werden. Dahero sind solche vorhero von dasigen Ortsvorstehern dorfgerechtlich angeschlagen worden, und müssen solche bey dem Burgermeisteramt denen nachstehenden Burger verrechnet und bezahlt werden. Und zwar haben nach dem Anschlag zu erheben wie folgt.

Schultheiß Theurer.....	4 f.....	# 802
Hanß Jerg Waidelich.....	4 f.....	# 856
Adam Lehmann.....	4 f.....	# 444
Michael Haug	4 f.....	# 304
Jacob Pfeiffle	4 f.....	# 551
Johannes Manz	4 f.....	# 455
Friederich Seeger.....	4 f.....	# 726
		o. 738
Johannes Schwab.....	4 f.....	# 675
Friederich Nestle.....	4 f.....	# 536
des Christian Welckers.....		# 888
FlinthenLauff.....	1 f.	
des Michel Theurers.....		# 817
Standbüxx.....	5 f.	
<hr/>		
[Summe]	42 f.

Anmerkungen:

1.) f. = Gulden.

2.) In der Transkription wurde den genannten Bürgern die Identifikations-Nummer, z.B. # 802, beigefügt, die sie im Ortssippenbuch Altensteig-Dorf von Prof. Oertel erhalten haben.

Welchen Geld- und Kampfwert im Vergleich zu heute hatte wohl ein solches Gewehr?

Beides kann man nicht zuverlässig feststellen. Anders als z.B. bei alten Längenmaßen oder Gewichten, kann man Geldwerte aus vielerlei Gründen nicht einfach umrechnen.

Deutschland glich 1813 einem wilden Flickenteppich von Regionalwährungen, Münzsystemen und Münzsorten und wurde erst mit der Gründung des sog. Münzvereins 1837/38 in zwei Währungsgebiete zusammengefasst, das Gebiet des Talers in Norddeutschland (1 Taler = 30 Groschen = 360 Pfennig) und des Gulden in Süddeutschland (1 Gulden = 60 Kreuzer = 720 Heller). Dabei galten 2 (preußische) Taler = 3½ (süddeutsche) Gulden.

In der neuen deutschen Reichswährung (1 Mark = 100 Pfennig), die von 1871 bis 1.1.1876 schrittweise eingeführt wurde und die bis dahin geltenden 7 Münzsysteme mit 119 Münzsorten ablöste, galt ab 1.4.1874 der Wechselkurs von 1 Gulden = 1 5/7 (Gold)Mark. Diese Kenntnis nützt heute aber nichts mehr. Ein moderner Wertvergleich (Wikipedia 2012) von 1 Goldmark (1873-1899) = 9,86 Euro (2012) ist ebenso wenig hilfreich. Für eine Umrechnung des wirklichen Werts einer Flinte aus dem Jahre 1813 auf 1876 oder auf einen modernen Wert (DM, Euro) sind diese Wechselkurse untauglich.

Es müssten weitere Faktoren, z.B. die Kaufkraft und deren Änderungen, die Verschiebungen in den Marktpreisen, das Lohngefüge, die Arbeitszeit für eine Ware, die Inflationen, gestiegene Materialpreise u.a.m. berücksichtigt werden.

Versuche, mit Lohn-, Arbeitszeit- und Kaufkraft-Vergleichen sich ein Bild zu machen, etwa derart: was kostete 1 Pfund Brot, 1 Ei, 1 Kuh, oder: was verdiente ein Handwerksmeister täglich, können nicht überzeugen bzw. liefern meist ein falsches oder bestenfalls ein schiefes Bild. Dazu nur ein Beispiel aus dem Ruhrgebiet um 1800. Dort verdiente ein Zimmer- oder Maurermeister 36 Pfennig und Kost täglich. Aber was soll man mit einer solchen Angabe für die heutige Zeit anfangen können?

Zurück zu unseren Flinten: Man wird den Geldwert der zumeist wohl betagten Flinten in Bürgerbesitz als Waffen um 1800 nicht allzu hoch ansetzen dürfen. Sie waren meist von geringer Qualität und, was die Kugeln angeht, noch nicht einmal standardisiert.

Ihr Kampfwert bestand wohl eher darin, furchterregend Lärm und Pulverdampf zu erzeugen. Im Nahkampf allerdings waren sie stabile Träger des Bajonetts, also im Grunde ein modernisierter Spieß. Und umgekehrt am Lauf gepackt, konnte man im Nahkampf Flinten als schwere, wirksame Keulen verwenden, also im Grunde

so wie eine kostenlose geeignete Wurzel oder einen Eichenprügel aus dem Wald.

Warum wurden 1813 die privaten Flinten requiriert?

Hierin der Schweiz mit ihrem noch heute gepflegten Milizsystem sehr ähnlich, hatte Württemberg seit dem ausgehenden Mittelalter ab etwa 1400 oder 1500 ein Milizwesen für den Fall der Landesverteidigung, aber kein stehendes Heer mit Berufs- oder Wehrpflichtsoldaten. Wozu auch? Württemberg führte seit Ende der Grafenschaftszeit und in der Zeit des Herzogtums praktisch keine Angriffs- und Eroberungskriege mehr. Es war ein friedliches Land, das sich zu seiner allfälligen Vergrößerung zweier wirksamerer Methoden, als Kriege es sind, bediente: der Fürsten-Heirat oder des Fürsten als Kaufmann. Erfolgreich.

Eine Zwischenbemerkung. Auf Grund von Geschichtsdarstellungen des 19. Jahrhunderts begegnet man immer noch Vorstellungen des Waffenverbots für normale Landleute, besonders Leibeigene. Richtig ist jedoch, dass der Stadtbürger und der gemeine württembergische Landmann, gleichgültig ob Freier oder Leibeigener, nicht etwa unbewaffnet waren. Im Gegenteil, sie waren im Rahmen der württembergischen Wehrverfassung zu Waffenbesitz (selbst zu bezahlen) und zu regelmäßiger, wöchentlicher Übung (nach dem Kirchgang) verpflichtet. Hier liegt die Wurzel des Schützenvereinswesens und der Schießhäuser, heute Schützenhäuser. Grundgedanke dieser Wehrverfassung war die Fähigkeit zur Landesverteidigung durch alle wehrfähigen Männer; Frauen waren nicht zugelassen.

Aber mangels professioneller militärischer Übung war Württemberg mit diesen sonntäglichen Schießübungen nur sehr bedingt wehrhaft, wenn das Land angegriffen wurde, wie sich z.B. schon im Dreißigjährigen Krieg gezeigt hat. Trotz dessen katastrophaler Folgen galt auch danach: *"Die Landstände [also die Abgeordneten des Landtags] hielten mit schwäbischer Zähigkeit [d.h. aus Sparsamkeit] an der hergebrachten Wehrverfassung des Landesaufgebots, später Landmiliz genannt, fest und sperrten sich auch noch nach dem Dreißigjährigen Krieg gegen die Errichtung eines kleinen stehenden Heeres, wie es die Herzöge beabsichtigten"*. (Harder, S. 42)

Daraus resultierte die lange und dubiose, rein kommerzielle Militärgeschichte mit Regimentern, die im Rahmen des sog. Soldatenschachers vermietet oder sogar verkauft wurden. Sie kann hier außer Betracht bleiben.

Nebenbei bemerkt, war der militärische Wert dieser württembergischen Sold-Truppen mehr als zweifelhaft, so dass die Teilnahme 1760 an einem – verlorenen – Feldzug in Sachsen in österreichischem Sold der letzte, derartige Einsatz gewesen ist. Zur Charakterisierung dieser württembergischen "Soldaten" genügt folgendes Zitat: *"Man wählte damals [um 1760], das württ. Militär*

sei ein Zuchtinstitut, wo nur Taugenichtse, Aushauser, Faullenzer, Verschwender, mißrathene Söhne, Sträflinge hingehörten. Ein englischer Unterhändler auf der Suche nach Truppen für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg reiste sofort wieder ab, als er die Zittergreise besichtigt hatte, die ihm als militärische Hilfstruppen angeboten worden waren". (Harder, S. 47)

Daran änderte auch die ansonsten auf vielen Gebieten erfolgreiche Energie des Herzogs Karl Eugen, † 1793, nichts, *"der sich 15000 Mann unter Waffen hielt, um mit 'Lustkämpements' seine glanzvolle Hofhaltung zu unterstreichen"* (Harder, S. 47): Karl Eugen hatte kein stehendes Heer, sondern ein teures Spielzeug.

Erst Karl Eugens dritter Nachfolger, der 1797 an die Regierung gekommene Herzog Friedrich II., zuvor militärisch erfahrener Offizier im Dienst Friedrichs des Großen von Preußen und der Zarin Katharina der Großen von Russland, packte die Reorganisation des württ. Militärwesens energisch an, weil er sah, dass mit den heruntergekommenen Einrichtungen Karl Eugens nicht viel anzufangen war. Er verzichtete auf die Miliz und baute trotz des Einspruchs der Landstände eine kleine, am preußischen Vorbild ausgerichtete Armee auf. (zitiert nach Harder, S.48) Dieser Beginn mündete nach wenigen Jahren in die professionelle Militarisierung.

Das Jahr 1805 brachte den Anschluss Württembergs an Napoleon, dabei für den Herzog den Kurfürstenhut und für das Land den Zwang, Napoleon ein Truppenkorps von 6.300 Mann zu stellen. Der Herzog vermehrte daraufhin umfassend sein stehendes Heer mit radikalen Methoden. Er setzte die alte Verfassung außer Kraft, löste die Landstände auf und machte Württemberg zur absolutistischen Monarchie, in der nur ER das Sagen hatte.

Im Jahre 1806 erlangte Friedrich II. die Königskrone durch den Beitritt zum napoleonischen Rheinbund und nannte sich nun Friedrich I. Die Mitgliedschaft im Rheinbund verpflichtete Württemberg, für Napoleon ein doppelt so großes Kontingent wie noch 1805, nämlich 12.000 Mann, aufzubieten.

Dafür wurde das Militärkonskriptionsgesetz von 1806 erlassen, eine Vorstufe der allgemeinen Wehrpflicht, die Friedrich 1809 einführte. Sie wurde rigoros durchgesetzt und ließ keine der zuvor zahlreichen Ausnahmen mehr zu. In der Sache war der König damit sehr erfolgreich: *"Selbst nach der Vernichtung des württ. Armeekorps in den russischen Weiten konnten sofort neue Truppen aufgestellt werden"*. (Harder, S. 55)

Damit ist das Jahr 1813 und Napoleons Russlandfeldzug 1812/13 erreicht. Für diesen Angriffskrieg verlangte der Korse von seinem Verbündeten die Stellung von 15.800 württ. Soldaten. Die überwiegend (von Stuttgart bis Moskau und zurück!) zu Fuß gehenden Württemberger haben im eisigen, russischen Winter gegen die mit Säbeln angreifenden, berittenen Kosaken gekämpft, fast

chancenlos. Sie sind auf dem Rückzug, meist in Flucht, Panik und Chaos, z.B. an der Beresina (26. - 28.11.1812) verblutet, erfroren, verhungert oder ertrunken. Zurück kamen 227 Mann, 110 Kranke und 132 Pferde, die vom Sammelort Hohensalza in Polen aus teils nach Württemberg marschierten, teils als Besatzung in der Festung Küstrin blieben.

Dank der allgemeinen Wehrpflicht begann König Friedrich nach der Katastrophe sofort mit der Aufstellung einer neuen Armee bis zum Frühjahr 1813, ein Truppenkorps von 11.617 Mann und 2.724 Pferden, um mit Napoleon nach Sachsen ziehen zu können / müssen. Und diese Soldaten mussten in höchster Eile bei sicher nur sehr beschränkter Lieferfähigkeit einer kaum existierenden Rüstungsindustrie bewaffnet werden, offenbar mit allem, was man bei den – aus der Milizzeit nach wie vor waffenbesitzenden – Bürgern beschlagnahmen konnte, mit zumeist wohl alten, sicher noch nicht genormten Schießprügeln (Munitions-Nachschub-Problem!) aus dem ganzen Land, auch aus Altensteig-Dorf und aus dem Oberamt Nagold.

Eine Randbemerkung: wir sehen hier ein interessantes Finanzierungsmodell für Rüstungsgüter bzw. den Etat eines Kriegsministeriums aus Vorväterzeiten. Die Beschaffung von Handfeuerwaffen musste nicht etwa vom Staat bezahlt werden, sondern vom Bürger und, wie hier bei der Ablieferung, von den Gemeinden (eine bewährte Methode: ältere Mitbürger aus unserer Zeit mögen sich noch daran erinnern, wie im 2. Weltkrieg nach Beginn des Russland-Feldzugs die Bevölkerung aufgefordert wurde, ihre Schier für die deutsche Wehrmacht abzuliefern).

Auch diese württembergische Ersatzarmee erlitt bis Herbst 1813 schwerste Verluste, kein Wunder bei einer solchen "Bewaffnung". Die Soldaten hatten mit alten Vorderlader-Flinten z.B. aus Altensteig-Dorf keine Chance.

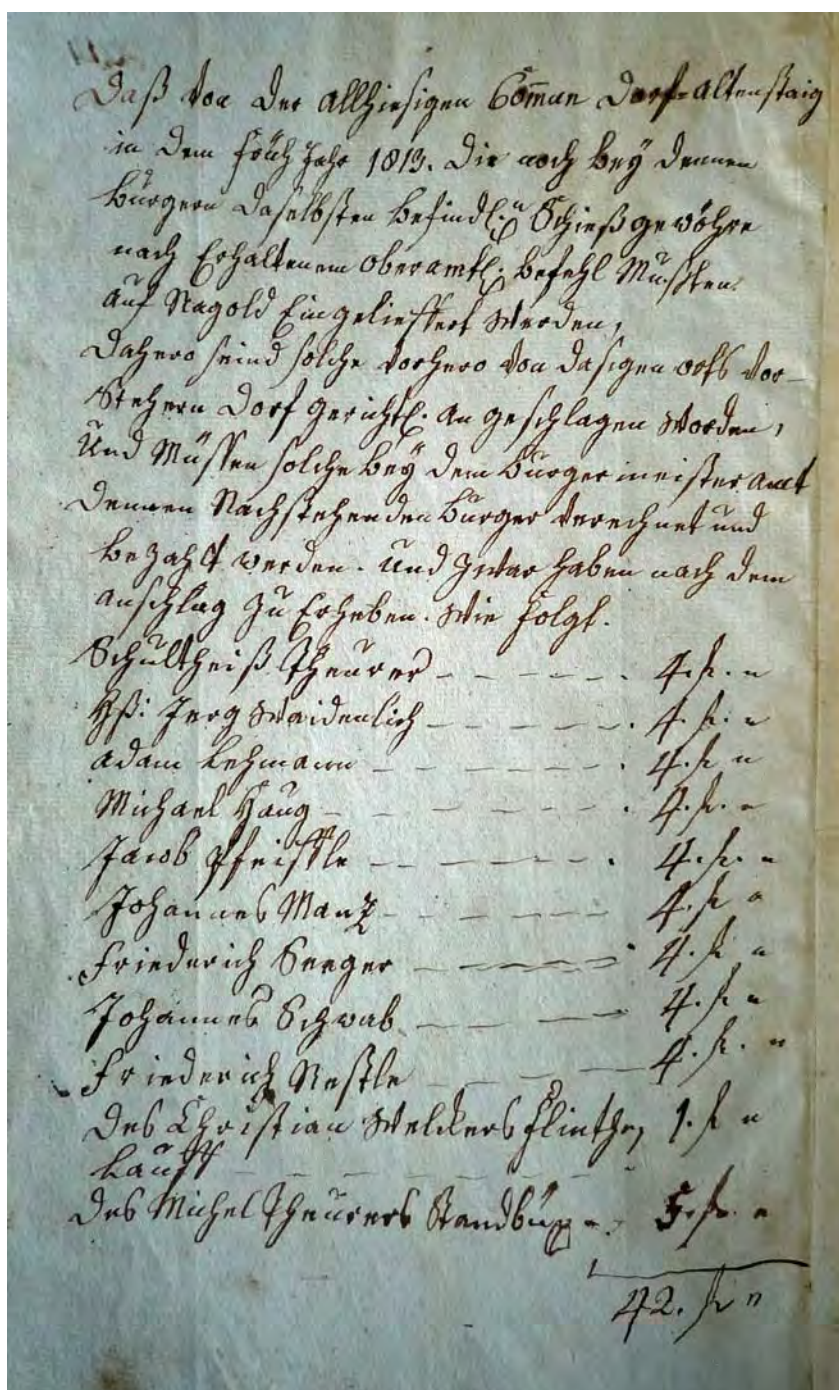
Der Kommandeur des württembergischen Kontingents, Generalleutnant Graf Franquemont, trennte sich nach der Völkerschlacht von Leipzig (16. - 19.10.1813) in Fulda von den Franzosen auf Grund einer Geheimmorder des Königs und erreichte mit den Resten seiner Truppe am 31. Oktober 1813 Württemberg.

Innerhalb eines Jahres (1812/13) hat es, gemessen an der Zahl wehrfähiger Männer, einen hohen Blutzoll gegeben. Kriegerdenkmäler mit ihren die Erinnerung bewahrenden Namenslisten waren noch nicht üblich. Anders als bei der Zahl der abgelieferten Flinten ist es daher unbekannt, wie viele und

welche Männer aus Altensteig-Dorf oder aus dem Oberamt Nagold in diesen Kriegen Napoleons gefallen sind. Wofür? Friedrich I. blieb König. Er hatte rechtzeitig gewechselt auf die Seite der Sieger.

Quellen und Literatur

- Güterbuch 1781 Altensteig-Dorf, Bd. 2, p. 314b. (Dorfarchiv AD im Stadtarchiv Altensteig).
- Hans-Joachim Harder, Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg, 1987.
- Burkhard Oertel, Ortssippenbuch Altensteig-Dorf samt Überberg (2. Aufl. 2000)
- Eike Pies, Löhne und Preise von 1300 bis 2000 (5. Aufl. 2006, S. 64)



Hirsau: Clunys „jüngere Schwester“

Europäisches Netzwerk seit über 900 Jahren

Klaus-Peter Hartmann, Calw-Hirsau

Als Papst Urban II. im Jahre 1098 Cluny als das "Licht der Welt" bezeichnete, wählte er diese Metapher, um die Strahlkraft der burgundischen Reform-Abtei im Hochmittelalter zu beschreiben. Diese "Strahlen" hatten bereits 1077 auch das Schwarzwaldkloster Hirsau erreicht, das "seine" Reform – die Hirsauer Reform – mit zahlreichen Regeln und Weisungen den cluniazensischen "Gewohnheiten" entlehnte.

So oder ähnlich ließe sich in zwei Sätzen die "Erfolgs-geschichte" der zwei großen europäischen Reformabteien als Quintessenz eines intensiven Beziehungsprozesses im 11. Jahrhundert beschreiben. Den Spuren dieses Prozesses zu folgen, die wichtigsten der uns dazu überlieferten bzw. erhaltenen Quellen aufzuspüren und Ansätze der Bedeutung für die Kirchen- und Profan-geschichte wahrzunehmen, entbehrt nicht eines besonderen historischen Reizes. Dem soll im Folgenden – in gebotener Kürze – blitzlichtartig nachgegangen werden.

Die im Juni 2010 in Hirsau mit zahlreichen Besuchern und Gästen aus dem In- und Ausland stattgefundene Festveranstaltung war unter mehreren Gesichtspunkten bemerkenswert: Sie war zum 1100-jährigen "Geburts-tag" Clunys die einzige von mehreren Jubiläumsfeiern in Europa auf deutschem Boden. Zudem brachte sie die vor 930 Jahren begründete Verbindung Hirsaus zu Cluny wirkmächtig in Erinnerung. Schließlich war sie zeichen-fälliger Höhepunkt der gegenwärtigen geschwisterlichen Verbindung Hirsaus mit Cluny, die bereits 2006 in einem festlichen Beitritt der Stadt Calw und der "Freunde Kloster Hirsau" zur "Fédération Européenne des Sites Clunisiens" sichtbar wurde. Hirsau: Clunys "jüngere Schwester".¹

Spätestens jetzt scheint es geboten, den eingangs in Konturen angesprochenen Sachverhalt etwas deutlicher zu betrachten: Nähert man sich nämlich auf der Zeit-schiene dem Kloster Hirsau und seiner Geschichte im Hochmittelalter, so wird man unweigerlich der "Hirsauer Reform" begegnen; einer Reform, die – im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus – auf die Neugestaltung des Mönchs- und Klosterwesens einen maßgeblichen Einfluss ausübte. Nahezu ein halbes Jahrhundert lang (von 1070 bis nach 1120) erfasste Hirsau als monas-tisches Reformzentrum in seiner Ausstrahlung das ganze Reich. Dabei brachte es sich aktiv als Vertreter päpst-licher Interessen in die kirchlichen und politischen Aus-einandersetzungen (Investiturstreit) jener Zeit ein.

Unverzichtbar für die Hirsauer Reformbewegung sollte das Vorbild von Cluny werden als ein "lebendiger und unerschöpflicher Quell", so im Prolog der „Constitutiones

Hirsaugienses".² Nach seiner Gründung im Jahre 910 wandte sich die burgundische Benediktiner-Abtei Cluny in Reformwillen und -bewegung gegen die Verweltlichung der Kirche. Die Absage jeglicher Einmischung weltlicher und bischöflicher Gewalt in die internen Angelegenheiten des Klosters, freie Abtswahl, Befreiung von Abgaben und Immunität trugen als Reformelemente zur Blüte Clunys bei. In ihrer "Hoch"-Zeit gehörten zur Abtei Cluny annähernd 1.200 Klöster mit etwa 20.000 Mönchen.

Das Hirsauer Aureliuskloster übernimmt unter Abt Wilhelm in den Jahren 1079/80 umfangreiche Teile der Gewohnheiten von Cluny und begründet somit, nach Cluny, eine zweite Reformbewegung, die vor allem Mitteleuropa mit zahlreichen Klöstern Hirsauer Ordnung erfassen sollte. Davor standen jedoch mehrere persön-liche Kontakte, z.B. mit Wilhelms Studienfreund Ulrich, der von Regensburg nach Cluny übergewechselt war, Korrespondenz zwischen den Äbten, Besuche von Hir-sauer Mönchen in Cluny, Kontakte über den päpstlichen Legaten Bernhard von Marseille nach Cluny u.a.

Gerade in jüngerer und jüngster Zeit haben ausge-wiesene Historiker, Mediävisten und Kirchengeschichtler sich mehrfach der mittelalterlichen Verbindungsstränge, deren Ursachen, Verlauf und Auswirkungen wissen-schaftlich-publizistisch angenommen. Zu nennen seien hier beispielsweise Klaus Schreiner³ ⁴, Joachim Wol-lasch⁵, Sönke Lorenz⁶, Hermann Jakobs⁷, Joachim Köhler⁸ ⁹, Wolfgang Urban¹⁰.

Verfolgen wir die Berichte über die Kontakte zwischen den beiden mittelalterlichen Reformzentren und die von Hirsau erfolgte – modifizierte – Übernahme der clunia-zensischen "Consuetudines" reverse-chronologisch, so stoßen wir unweigerlich auf den Chronisten der Hirsauer Klostersgeschichte: Johannes Trithemius. Der vormalige Abt von Sponheim beginnt auf Bitten des Hirsauer Abtes Blasius 1495 mit der Abfassung einer Hirsauer Chronik ("Chronicon Hirsaugiense"), die er in den Jahren 1509-1514 als "Annales Hirsaugienses" (Bild 1) erweitert und fortsetzt. Allerdings sollten wir in diesem Zusammen-hang zwei Autoren nicht überspringen, die sich als Tra-denten in die Sekundärquellen-Reihe einfügen: Christoph Friedrich Stälin beruft sich dabei in seinem (mehrbän-digen) Werk "Wirtembergische Geschichte"¹¹ akkurat auf die Primärquellen der "Consuetudines Hirsaugienses" wie auch der "Consuetudines Cluniacenses"¹², während Christian Daniel Christmann in der "Geschichte des Klosters Hirschau"¹³ über weite Passagen den Chronisten Trithemius wiedergibt (was gewiss viele des Lateins nicht mächtige Zeitgenossen des Hirsauer Pfarrers zu schätzen wussten).

JOANNIS
TRITHEMIJ,

SPANHEIMENSIS,

ET

Postea Divi Jacobi apud Herbipolim Abbatis,
Viri suo ævo doctissimi.

TOMUS I.

ANNALIVM HIRSAUGIENSIVM,

Opus nunquam hactenus editum, & ab Eruditis
semper desideratum.

COMPLECTENS

HISTORIAM FRANCIAE ET GERMANIAE,

GESTA IMPERATORUM, REGUM, PRINCIPUM,
EPISCOPORUM, ABBATUM, ET ILLUSTRIVM
VIRORUM.

Nunc primum in gratiam, & utilitatem Eruditorum è Manuscriptis

Bibliothecæ Monasterij S. Galli publicæ luci datum.



horum Annalium
Vossius: Vinam inc.

Gerard
ucem. Au

Cum licentia Superiorum.

Typis ejusdem Monasterij S. GALLI, Anno MDCXC.

Excudebat Joannes Georgius Schlegel.

Bild 1:
"Annales
Hirsaugienses"
des Johannes
Trithemius,
Band I,
Titelblatt

Es ist hier nicht der Ort, sich mit der Methode der "Historisierung" der frühen Geschichte Hirsaus durch Trithemius kritisch auseinander zu setzen¹⁴. Weitgehende Übereinstimmungen von "Consuetudines", "Codex Hirsaugiensis"¹⁵ und "Traditiones Hirsaugiensis"¹⁶ mit den von Trithemius überlieferten Ereignissen aus dem Schwarzwaldkloster des 11. Jahrhunderts lassen seine Widergabetreue – z.B. zum Prozess des Austauschs zwischen Hirsau und Cluny – in weitaus besserem (als bislang angenommen), weil der Wirklichkeit entsprechendem Licht erscheinen.

Der als Beispiel abgebildete Ausschnitt (Bild 2) aus dem gedruckten zweibändigen Werk "Annales Hirsaugiensis"¹⁷ schildert den Besuch des Abtes Bernhard von (St. Victor in) Marseille, einem entschiedenen Cluniazenser, der sich 1077/78 als päpstlicher Legat in Deutschland aufhielt. Von diesem hat Wilhelm von Hirsau sich überzeugen lassen, den cluniazensischen Ordo als Basis seiner "Hirsauer Reform" umzusetzen. Weiter berichtet hier Trithemius u.a. über die dreimaligen Besuche Hirsauer Konventualen in Cluny.

Neben Nennungen von Cluny im o.g. Hirsauer Codex (zusammengestellt um 1500) und der "Vita Wilhelmi Abbatis Hirsaugiensis"¹⁸ sind es schließlich vor allem die "Consuetudines (Constitutiones) Hirsaugiensis", die sich für uns als Garant der überlieferten 900 Jahre alten Traditionsstränge erweisen. Etwa um 1080 niedergeschrieben basiert dieser Leitfaden für die Ausrichtung des klösterlichen Lebens in großen Teilen auf den in Cluny praktizierten Grundsätzen. Wilhelm von Hirsau passt nun die von seinem Regensburger Jugendfreund Ulrich (von Cluny/von Zell) fixierten cluniazensischen "Consuetudines" auf Anraten von Abt Hugo von Cluny den örtlichen Gegebenheiten an. Selbstbewusst lässt Wilhelm im Prolog (Bild 3) niederlegen: "Ego, frater Wilhelmus..." und später "Si quid mutandum, mutaremus: si quid addendum, adderemus" (Ich, Bruder Wilhelm... Was zu ändern sei, mögen wir ändern: Was hinzuzufügen sei, mögen wir hinzufügen). Dazwischen ist geschickt ein kleines Zwiegespräch zwischen ihm und Abt Hugo platziert, Hirsauer Ordo an den Clunys anlehnt, sind in Auswahl, Veränderung und Setzung die "Consuetudines (Constitutiones) Hirsaugiensis" allein Wilhelms Werk.

250

Chronicon Hirsaugiense.

quendam armis, & divitijs pollentem, cum alijs pluribus sibi ex parte Rudolfi obsistentes ad deditionem violenter compulit, totamque regionem illam miserabiliter devastando circumquaque desolavit.

Bernhardus
Abb. Maf-
filiensis ve-
nit Hirsau-
giam.

Bertholdus autem de Zäringen Dux quondam Carinthiæ in quodam suo Lyntberus naturaliter munito positus, dum videret, ex arbitrio Regis Heinrici cuncta impunè vastari, dolore tactus, & indignatione permorus, morbum corporis gravissimum incidit, quo nimium invalescente, brevi temporis intervallo mortuus fuit. In ea expeditione Otto Trevirorum Archiepiscopus vitam morte commutavit. Item Anno prænotato Bernhardus Maffiliensis Abbas, Apostolicæ Sedis à Gregorio Papa VII. in Germaniam destinatus fuit (ut supra est dictum) Legatus, vir magnarum virtutum, audiens bonam famam, & summæ Religionis opinionem S. Wilhelmi Abbatis, venit ad S. Aurelium Hirsaugiam, & mansit cum eo mensibus decem propter itineris difficultatem, & retardationem, in medio fratrum cum summa humilitate conversatus, non sine profectu, & ædificatione plurimorum. Hujus viri consilio S. P. Wilhelmus pro pleniore Monachorum institutione perdiscenda duos ex Monachis suis Cluniacum direxit, quos per unius anni spatium, ut mores, & consuetudines eorum omnes perdiscerent, ibidem commorari præcepit. Quibus tandem ad Hirsaugiam reversis, iterum duos misit alios; & tertio alios duos: quos omnes S. Hugo Cluniacensium Abbas gratanter suscipiens, omnes loci consuetudines ostendit, & declaravit. Misit etiam idem S. Hugo Abbati Wilhelmo codicem consuetudinum Monasterij Cluniacensis, quas vigilantissimus pater mutatis quibusdam juxta dispositionem loci, aeris, & regionis Provinciæ hujus rationabiliter mutandis, in duobus libris comportavit, & Monachos suos secundum eas vivere verbo, & exemplo instituit.

MLXXVIII.

Bild 2: "Annales Hirsaugiensis" des Johannes Trithemius, Band I, S. 250

INCIPIT LIBER CONSUECUDINUM. Prologus.

Postquam ego fr̄ Willehelm̄ dei ordinatione et
 fr̄m Hirsaugiensiu electione eiusde loci p̄uisor
 sū ostitit. in diei eius imp̄mis quas apud uero didicera in mo
 nasterio sei Finerami regulari uite esuetudines. S: q̄a
 multa miserant que paulati succedente desidia amo
 nastico rigore. y ab illi pate diuinationis nobilitate uide
 bant degenerasse. statui apud me. ut ubieūq; aliqd̄ info
 mandis fr̄m morib; p̄ficiū uisu t̄ auditu. t̄ certe lectioe
 sacroy libroy p̄cipē. totū hoc q̄si uiuos lapides ad sp̄a
 lis structure fabrica t̄ferre. Et p̄positū meū dū ei qui
 replet in bonis desideria fidelium suoy sedulis p̄cib; cō
 m̄dare dō oia mirabiliter ac misericōr̄t̄ disponente. uenera
 bilis uir ac bonoy om̄iu memoria digni Bernhard̄ abbas
 massiliensis aplice sedis legatione funct̄. ad nos deuenit.
 integrūq; fere annū difficultate efficiendi itineris qd̄ uo
 lebat inhibuit. nobiscū exegit. Qū ubi sollicite fr̄m diuati
 one. y monastii nri statū p̄uidit. qd̄a die int̄ cetera sp̄alis uite
 colloqa. sic me cōpellauit. Ut uideo fr̄ hinc loc̄ iste admo
 du. apt̄ ē diuinationi monastice. y ipsi fr̄s iuste ac scē uiuen
 di ardentissimo uident̄ flagrare studio. S: nosse ueli q̄
 potissimū uire institutionis magistr̄os habeatis. ya q̄ p̄cipue
 monastio deriuatas esuetudines obseruetis. Nri in qua est
 studii q̄libet religioses hui uite uiros p̄ posse nro imita
 ri. s: si nos maliq; deuant̄es. dignamini ad uia reducere.
 p̄cul dubio q̄ eūq; nos sapientis s̄sili manu ductis. p̄mp
 tissime subsequem̄. Ad hec ille. Via inq̄t diuatio q̄ntū
 nri ingenio acurane p̄spici potest. y dō acceptabilis.
 y om̄iu sane sapientiu amuratio uidet̄. s: si y ad hoc glo
 sior eet. y aplice ut ua dicā signis y uirtutib; illustrata.

OCHSEN
 HAVSEN



Bild 3: "Consuetudines Hirsaugiensis" des Wilhelm von Hirsau. Die Abbildung zeigt die erste Seite des Prologs der Handschrift aus dem Hirsauer Kloster Ochsenhausen, die heute im Metternich-Archiv Kynžvart in Böhmen aufbewahrt wird.

Durch die Übertragung dieser Gewohnheiten auf zahlreiche Klöster in Mitteleuropa¹⁹, die auf diese Weise zu Hirsauer Reformklöstern werden (etwa 180!), mutiert die schriftliche Fixierung der örtlichen (Hirsauer) Gewohnheiten "zum Programm, eine(r) Reform-Consuetudo. Der Brauchtext wird zum Reformtext"²⁰. In insgesamt 12 Exemplaren (bzw. 20 Fragmenten) sind diese Reformprogramme – zunächst aus der Feder Wilhelms von Hirsau stammend, dann unzählige Male abgeschrieben und weitergereicht – noch heute vorhanden. Zusammen mit den cluniazensischen "Consuetudines" veränderten und prägten sie in einem Netzwerk nicht unwesentliche Elemente in Kirche und Staat (z. B.

Trennung von Kirche und Staat, Arbeitsethos, Laienbrüder in den Klöstern u. a.).

Schlagen wir den eingangs markierten Bogen zurück in die Gegenwart: Als am 11. September 2010 in Cluny eine Charta vorgestellt und von Delegierten und Bürgermeistern (z.B. Calw) aus mehreren europäischen Ländern unterzeichnet wurde, die im cluniazensisch-hirsauischen Netzwerk den Beitrag "zur Entstehung einer europäischen Kultur und eines gesamteuropäischen Bewusstseins sehen" – da haben auch heute Cluny und Hirsau erneut wieder etwas "bewegt".

¹ Die 2006 dezidiert festgelegte Formulierung "jüngere Schwester" antizipiert Hansmartin Decker-Hauff – etwas anders nuanciert – in seinem am 08. Oktober 1982 in Hirsau gehaltenen Vortrag (1082-1982: St. Peter und Paul in Hirsau) mit seiner frankophon-eigenwilligen Terminologie "pied à terre", sozusagen als zweiter Fuß der Reformbewegung jen- und diesseits des Rheins.

² Wilhelmus Hirsaugiensis, Constitutiones Hirsaugienses. M. Hergott [Hrsg.], *Vetus disciplina monastica* (Paris 1726) 375-570 (danach gedruckt in: J.-P. Migne [Hrsg.], *Patrologia latina* 150 [Paris 1880] 927-1146).

Der Titel "Constitutiones" stammt vom Erst-Herausgeber und wird seitdem für die gedruckte Form der "Consuetudines" (Gewohnheiten, Bräuche) verwendet.

³ Schreiner, Klaus (1991): Hirsau und die Hirsauer Reform. Spiritualität, Lebensform und Sozialprofil einer benediktinischen Erneuerungsbewegung im 11. und 12. Jahrhundert. In: Hirsau: St. Peter und Paul 1091-1991 [Hrsg.: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege]. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Band 10, Teil 2. Stuttgart, S. 62 u.a.

⁴ Schreiner, Klaus (2005): Hirsau I. Lebens- und Verfassungsformen eines Schwarzwaldklosters. Calw: Geschichte einer Stadt. Calw, S.25 ff.

⁵ Wollasch, Joachim (1991): Spuren Hirsauer Verbrüderungen. In: Hirsau: St. Peter und Paul 1091-1991 [Hrsg.: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege]. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Band 10, Teil 2. Stuttgart, S. 177 u.a.

⁶ Lorenz, Sönke (1991): Hirsaus Priorate im Hochmittelalter. Ebd., S. 338 ff.

⁷ Jakobs, Hermann (1961): Die Hirsauer. Ihre Ausbreitung und Rechtsstellung im Zeitalter des Investiturstreites. In: Kölner Historische Abhandlungen, Band 4. Köln, a.m.O.

⁸ Köhler, Joachim (1982): Abt Wilhelm von Hirsau 1069-1091. Heiliger, Reformator, Politiker: In: Der Landkreis Calw, ein Jahrbuch 1982/83. Calw, S.36 ff.

⁹ Köhler, Joachim (1991): Politik und Spiritualität. Das Kloster Hirsau im Zentrum mittelalterlicher Reformbewegungen. München, S. 33 ff.

¹⁰ Urban, Wolfgang (1991): Wilhelm von Hirsau. Reformator und Klostergründer. Ostfildern, S. 68 u.a.

¹¹ Stälin, Christoph Friedrich (1847): Wirtembergische Geschichte, Bd. 2. Stuttgart, S. 685 ff.

¹² Udalricus cluniacensis: *Consuetudines cluniacenses*. In J.-P. Migne [Hrsg.], *Patrologia latina* 149 [Paris 1882] 635-640.

¹³ Christmann, Christian Daniel (1782): Geschichte des Klosters Hirschau in dem Herzogthum Wirtemberg. Tübingen.

¹⁴ Siehe dazu u.a.: Molitor, Stephan (2004): Der "Codex Hirsaugiensis". Eine zentrale Quelle für die Geschichte Südwestdeutschlands im Hochmittelalter. In: Der Landkreis Calw, ein Jahrbuch 2004. Calw, S.182 ff.; Schmitt, Christoph (2001): Trithemius. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Band 19. Nordhausen, Sp. 1446-1454.

¹⁵ Codex Hirsaugiensis, Schneider, Eugen [Hrsg.]. Codex Hirsaugiensis. In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, 10, 1887 (Anhang).

¹⁶ Müller, Karl Otto (1949/50): Traditiones Hirsaugienses. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 9, S. 21-46; 10 (1951), S. 208 f.

¹⁷ Trithemius, Johannes (1690): *Annales Hirsaugienses*, Band 1. St. Gallen, S. 250.

Mit diesem etwa 1300-seitigen Opus der "Annales" in zwei Bänden besitzen wir die gedruckte Fassung seines 1514 fertig gestellten handschriftlichen Werkes.

¹⁸ Vita Wilhelmi Hirsaugiensis, Wilhelm Wattenbach [Hrsg.], Vita Wilhelmi Abbatis Hirsaugiensis auctore Haimone. *Monumenta Germaniae historica. Scriptorum* 12. [Hannover 1856], S. 209-225.

¹⁹ vgl. Hartmann, Klaus-Peter (2011): Die Hirsauer Klosterlandschaft. Von der mittelalterlichen Handschrift zur digitalen Karte. In: Der Landkreis Calw, ein Jahrbuch 2011. Calw, S.47-56.

²⁰ Reimann, Norbert (1991): Die Konstitutionen des Abtes Wilhelm von Hirsau. Bemerkungen zur Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte. In: Hirsau: St. Peter und Paul 1091-1991 [Hrsg.: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege]. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Band 10, Teil 2. Stuttgart, S. 101.

Symbole, Zeichen und Attribute im mittelalterlichen Kirchenbau am Beispiel von St. Aurelius und St. Peter und Paul in Hirsau

Reinhold Späth, Calw-Hirsau

1. Vorbemerkung

Dieser Aufsatz soll einige mehr oder weniger verbindliche Grundsätze des mittelalterlichen Kirchenbaus am Beispiel der Hirsauer Klosterkirchen erläutern. Das sehr umfangreiche Thema kann hier nur ansatzweise behandelt werden. Die Leserinnen und Leser sollen jedoch ermuntert werden, sich in Hirsau oder an anderen Orten auf Entdeckungsreise zu begeben. Sie werden fündig werden.

Mein Rundgang beginnt am Unteren Torbogen, führt dann zur Klosterkirche von St. Peter und Paul¹, weiter zur Marienkapelle und endet schließlich in St. Aurelius und im Klostermuseum.

Zunächst einige Erläuterungen zum Titel.

Symbole:

In der mittelalterlichen Vorstellungswelt gab es eine symbolhafte Dimension, welche aus Gottes Schöpfungswerk heraus und hin zur Gegenwart Gottes auf der Erde führte. Man kann es eine „*Brücke zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und dem, was jenseits davon liegt*“ nennen. Hugo von St. Victor übersetzte im 12. Jahrhundert den Symbolbegriff des spätantiken Kirchenvaters Dyonisius Areopagita mit „Zusammentragen von sichtbaren Formen, um das Unsichtbare zu zeigen“, wobei er die klassisch-griechische Bedeutung des Wortes „symbollein“ d.h. „zusammentragen“ im Sinne eines Zeichens verwendet. (Ivan Illich „Im Weinberg des Textes“, Frankfurt am Main 1981).

Zeichen:

Ein Zeichen ist etwas sinnlich Wahrnehmbares, welches für etwas Anderes steht. Der Begriff ist also sehr umfassend. Auch Symbole sind Zeichen. Nicht symbolische Zeichen sind, beruhend auf Konvention, jederzeit austauschbar. (Manfred Lurker „Wörterbuch der Symbolik“, Stuttgart 1991).

Attribute:

In der bildenden Kunst nennt man ein „Attribut“ ein einer Person zugegebenes Zeichen, das diese Person von anderen unterscheidbar macht. Seit dem 11. Jahrhundert geschieht dies auch in der lateinischen Kirche (Heilige erkennbar machen). (Manfred Lurker „Wörterbuch der Symbolik“, Stuttgart 1991).

2. Relief am Klostereingang

Am unteren Torbogen links ist ein spätgotisches Relief in die Wand eingelassen, das ursprünglich an der



Bild 1: Die Apostel Petrus und Paulus segnen und schützen das Kloster in der „Hirschaue“

Außenmauer der Klausur angebracht war: ein unscheinbares Zeichen mit wichtigem Inhalt, der erklärt werden soll. Das Relief zeigt die beiden Apostel Petrus und Paulus, zu erkennen an den ihnen beigegebenen Attributen. Sie schützen und segnen damit ein Wappen, das sie in ihren Händen halten.

Petrus ist an den Himmelsschlüsseln zu erkennen, welche Jesus ihm, wie in Matthäus 16 Vers 19 sehr bildhaft geschildert wird, mit folgenden Worten übergeben hat: „...*dir will ich die Schlüssel zu Gottes neuer Welt geben* ...“. Paulus trägt ein Schwert in Erinnerung an seinen Märtyrertod, den er im Jahr 67 in Rom erlitten haben soll. Das Schwert als sein Attribut tritt allerdings erst seit dem 13. Jahrhundert in Erscheinung. Zuvor, d.h. seit dem 4. Jahrhundert oder auch schon früher, wurde Paulus meistens mit Schriftrolle oder Buch dargestellt.

Auf dem Wappen sind abgebildet ein Hirsch und ein Abtsstab. Das Relief sagt uns also: Die Apostel Peter und Paul sind die Schutzpatrone des Klosters „in der Hirschaue“.

3. Die Löwen als Wächter der Kirche

Wir stehen an der Westfassade von St. Peter und Paul. Von den beiden Türmen der einst mächtigen Westfassade erhalten ist noch der nördliche, der „Eulenturm“. Bei der Betrachtung des rätselhaften Figurenfrieses fallen uns die mächtigen, Furcht einflößenden Löwen auf, die die vier Ecken des Turms „zieren“. Im Kirchenbau des Mittelalters hatte der Löwe eine wichtige symbolhafte Funktion zu erfüllen. Doch ist seine Bedeutung keineswegs eine christliche Erfindung. Das beweisen viele Beispiele aus vor- und außerchristlichen Kulturen, chinesische Tempel etwa oder auch hethitische oder vorklassische Toranlagen in Kleinasien und Griechenland, etwa in Mykene: Der starke Löwe als Wächter des



Bild 2: „Wächterlöwe“ am Eulenturm

Tempels, der Burg, der Stadt, der Kirche. So können auch die Löwen an den beiden Westtürmen von St. Peter und Paul gedeutet werden. Hinweisen möchte ich auf die Löwenköpfe am Portal der Alpirsbacher

Klosterkirche. Dass auch in Hirsau solche mit Löwenköpfen versehene Türen vorhanden waren, kann angenommen werden.

4. Zur Ostung der Kirchen

Die Ausrichtung nach Osten, also der aufgehenden Sonne zu, ist ein zentrales Prinzip des mittelalterlichen Kirchenbaus – uralte, übernommen aus dem Tempelbau des vorchristlichen Altertums. Der römische Architekturschriftsteller Vitruv schreibt im 4. Buch, 5. Kapitel seines Werkes „De Architectura Libri Decem“ folgendes: „Die Himmelsgegend aber, welcher die Tempel der unsterblichen Götter zugewendet sein sollen, ist so zu bestimmen, dass, wenn kein Grund hinderlich und die Verfügung frei ist, der Tempel und das Götterbild, welches in der Zelle aufgestellt sein wird, nach der Abendseite des Himmels hin sehe, damit diejenigen, welche opfernd oder zu einer anderen religiösen Handlung an den Altar herantreten, in der Richtung nach der Ostseite des Himmels schauen, und so sollen auch die, welche Gelübde machen, gegen den östlichen Himmel blicken und die Götterbilder selbst dürften dann, im Osten sich erhebend, auf die Betenden und Opfernden den Blick zu richten scheinen, weshalb es notwendig erscheint, dass alle Altäre der Götter gegen Osten gerichtet seien“.

Der Religionshistoriker Mircea Eliade brachte das auf die kurze Formel: „Die Kosmogonie (die Weltschöpfung) ist das Vorbild allen Bauens“. Verwirklicht ist dieses Prinzip im römischen Städtebau: der dem Lauf der Sonne folgende „Decumanus“ führt zu den im Osten erbauten

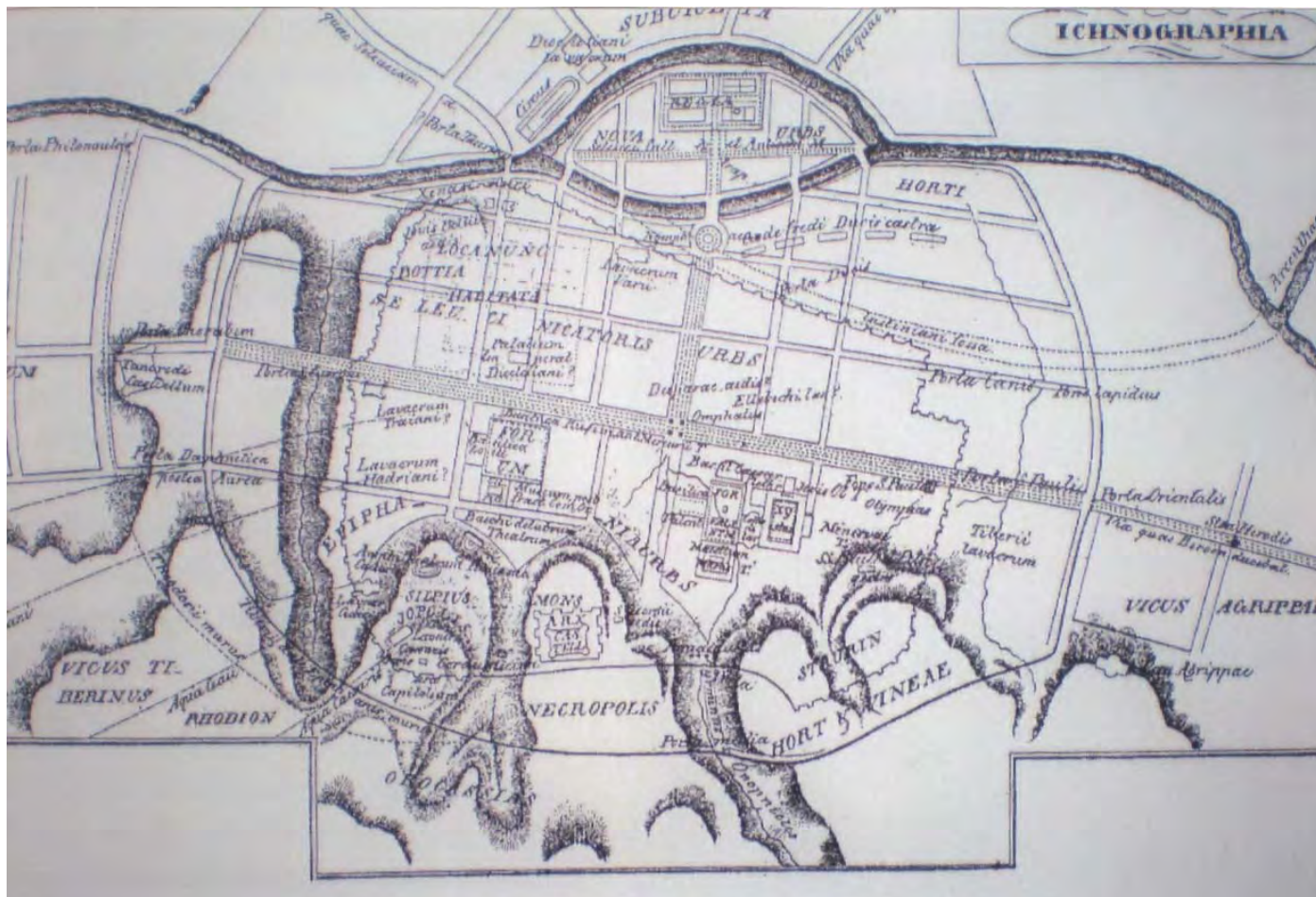


Bild 3: Römischer Stadtplan von Antiochia

Tempeln. Diese Straße teilt zusammen mit dem rechtwinklig kreuzenden „Cardo“ die Stadt in vier „Quartiere“. Gut abzulesen ist das heute noch an den Grundrissen römischer Stadtgründungen, z.B. in Turin oder im antiken Antiochia. In Antiochia erkennt man noch heute, wie sich das im Ursprung römische Prinzip der Ostung durch den bewegten Lauf der Geschichte hält: erst Tempel, dann Kirche, und schließlich Moschee. Und die Begriffe des „Stadtquartiers“ bzw. „Stadtviertel“ sind uns heute noch geläufig.

Auf die Doppelchörigkeit in großen romanischen Kirchenbauten Niedersachsens oder am Rhein (z.B. St. Michael zu Hildesheim und die Dome zu Mainz und Worms) möchte ich hier nicht eingehen. Sie ist kein Widerspruch zum Prinzip der Ostung, sondern deren Bestätigung.

5. Zur Gründung von Kirchen

Kirchenbauten des Mittelalters werden in der Regel (es gab auch Ausnahmen) auf dem Urgrund der Erde errichtet. Das hatte eine solide theologische Grundlage. Ausgangspunkt war das Wissen um die Vollkommenheit der göttlichen Schöpfung (1. Mose 1 Vers 31: „*und Gott sah, dass es gut war*“). Und auf diesem Urgrund aller Anfänge waren Kirchenbauten zu gründen. Auf drei weitere Bibelstellen sei hingewiesen: am Schluss der Bergpredigt nach Matthäus 7 Vers 24 sagt Jesus: „*Wer meine Worte hört und sich nach ihnen richtet, wird am Ende dastehen wie ein Mann, der überlegt, was er tut, und deshalb sein Haus auf felsigen Grund baut. Wenn dann ein Wolkenbruch niedergeht, die Flüsse über die Ufer treten und der Sturm tobt und an dem Haus rüttelt, stürzt es nicht ein*“. Bei Lukas lautet diese Stelle: „*... er grub tief und legte die Fundamente auf Felsgrund ...*“. Schließlich ist an das Wort zu erinnern, welches Jesus an den Jünger Simon richtete: „*Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Gemeinde bauen*“ (Matthäus 16 Vers 18). Das bedeutete in der Theologie des Mittelalters: Kirchen sind unmittelbar auf gewachsenen Boden zu gründen. So weit so gut, doch für Peter und Paul zu Hirsau stellt sich da eine interessante Frage, nämlich: wie ließ sich das praktisch umsetzen, wurde doch das Peter- und Paulskloster auf aufgeschüttetem Gelände erbaut. Betrachtet man die Pläne und Fotografien der ergrabenen Fundamente und Fundamentgruben, so lässt sich daraus mit hoher Wahrscheinlichkeit ablesen, dass die Fundamente tatsächlich so tief waren, dass von einer Gründung auf gewachsenen Boden ausgegangen werden kann². Es wäre ja auch recht verwunderlich gewesen, wenn ausgerechnet beim Bau eines so bedeutenden Reformklosters von diesem Grundsatz abgewichen worden wäre.

Ich möchte noch auf einen anderen wichtigen Gedanken hinweisen. Im Epheserbrief Kapitel 2 Vers 19 heißt es: „*... ihr gehört mit zum Volk Gottes und seid in Gottes Hausgemeinschaft aufgenommen. Ihr seid in den Bau eingefügt, des Fundament die Apostel und Propheten bilden. Der Schlussstein ist aber Jesus Christus*“. Auf die zwölf Apostel als Träger der christlichen Botschaft



Bild 4: Marienkapelle, spätgotische Marienfigur des Apostels Petrus

(zusammen mit den Propheten) also ist die Kirche gegründet. Oft wurde das in unterschiedlicher Weise symbolhaft dargestellt. In der Marienkapelle des Hirsauer Klosters sind es zwölf spätgotische Konsolfiguren. Sie bilden die zwölf Apostel ab, welche als „menschliche Zeugen der göttlichen Offenbarung des Neuen Testaments“ die Kirche auf ihren Schultern tragen. Die Reihe der zwölf Konsolfiguren beginnt am nördlichen (linken) Anfang des polygonen Chorabschlusses mit der Darstellung des Apostels Petrus (Bild 4) und richtet sich – von einer Ausnahme abgesehen: Andreas versus Johannes – nach der üblichen Nennungsreihe des Neuen Testaments: Petrus, Andreas, Jakobus d.Ä., Johannes, Philippus, Thomas, Bartholomäus, Matthäus, Jakobus d.J., Simon Zelotes, Judas Thaddäus, Matthias.

Diese Apostelfiguren der Marienkapelle wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts geschaffen, ein nobler Ausklang der Spätgotik am Vorabend der Reformation. Gestik, Mimik, Gewänder und Spruchbänder sind von bemerkenswerter Lebendigkeit. Ihre Aufgabe war, die ihnen innewohnende Symbolik dadurch auszudrücken, dass sie tatsächlich das ursprüngliche gotische Gewölbe trugen. Dass sie diese bautechnische Funktion – bedingt durch erhebliche bauliche Veränderungen in den nachfolgenden Jahrhunderten – heute tatsächlich nicht mehr erfüllen, ist eine andere Sache. Eine andere bemerkenswerte, doch schlichtere Umsetzung des Apostelgedankens können wir zum Beispiel in den Martinskirchen zu Altburg und Stammheim sehen. Dort sind es in Frescotechnik gemalte und in Blattkränze eingefasste Kreuze, die sogenannten Apostelkreuze,



Bild 5: Martinskirche Altburg, Apostelkreuz

früher auch Handlungsort der alljährlichen Kirchweihzeremonien (auf Abschnitt 7, „Uralte Symbolik in der modernen Ausstattung von St. Aurelius“ möchte ich verweisen).

6. Das Portal romanischer Klosterkirchen

Wir stehen vor dem einstigen Portal der riesigen Klosterkirche St. Peter und Paul. Obwohl sie einer der großen Kirchenbauten des 11. Jahrhunderts ist, haben wir ein relativ kleines Portal vor uns, durch das wir aus der Vorkirche in das Gotteshaus treten – früher der Weg von der Welt in die Nähe Gottes.

Wir kennen den Aufbau eines romanischen Portals: die Schwelle, die gestuften Seitenwände, die sich überwölbend in Steinbögen, den Archivolten, fortsetzen und die zusammen mit dem horizontalen Türsturz einen Halbkreis, das Tympanon, umrahmen. Die Archivolten können verschiedene Bedeutung haben. Das lässt sich an den Hirsauer Klostergründungen Paulinzella und Thalbürgel in Thüringen gut ablesen³. Im 4. Jahrhundert n. Chr. teilte der Philosoph Chalcidius unter Berufung auf Platon die Schöpfung in fünf Regionen ein, nämlich

- die Sphäre der Sterne, der Milchstraße und der Planeten,
- die Sphäre der geistbegabten Wesen,
- die Sphäre der Engel und der guten Geister,
- die Sphäre der feuchten Wolken und der in ihnen hausenden bösen Geister
- die Erde (quinta regio terrena).

Dieser Gedanke (der vielleicht aus Cluny gekommen war) könnte auch für die Gestaltung des Hirsauer Portals Vorbild gewesen sein. Das lässt sich vermuten, jedoch nicht beweisen.

Zum Tympanon: man weiß nicht, welchen figuralen Schmuck es trug. Aus seiner Funktion aber kann man ableiten, dass es, wie z.B. auch in Alpirsbach, Christus als Weltenrichter wiedergab. Das bedeutete: Christus ist der Weg zum Heil. Nur durch ihn kommt man zu Gott. Ich erinnere an das Wort Jesu nach Johannes 14 Vers 5: *„Ich bin der Weg, der zur Wahrheit und zum Leben führt. Einen anderen Weg zum Vater gibt es nicht.“*

War ursprünglich eine Schwelle vorhanden? Wir wissen es nicht, doch nach der Bedeutung des Portals als zugleich trennendes und verbindendes Glied zwischen der irdischen und der himmlischen Welt lässt sich das durchaus vermuten. Denn der Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit war ja ein bewusster Schritt – durch Christus hindurch zum Vater. Übrigens: auch die Chinesen kennen die Schwelle als zugleich trennendes und verbindendes Element.

Ein Wort noch zur Vorkirche. Sie ist ein Viereck, fast ein Quadrat und als solches Symbol der irdischen Schöpfung, Abbild der Erde. Der Prophet Ezechiel spricht von den *„vier Örtern des Landes“* (Ezechiel 7 Vers 2) und die Offenbarung von den *„Völkern an allen vier Enden der*

Erde“ (Offenbarung 20 Vers 8). Und ist nicht auch die römische Stadt Abbild der viergeteilten Erde? Der Name „Galiläa“ für die Vorkirche weist auf ihre besondere liturgische Bedeutung hin. Das näher auszuführen, würde jedoch den Rahmen dieser Betrachtungen sprengen.

7. Uralte Symbolik in der modernen Ausstattung von St. Aurelius

Haben wir die fast tausend Jahre alte Aureliuskirche betreten und haben sich unsere Augen an das „mystische Dunkel“ gewöhnt, dann schlägt uns die wunderbare künstlerische Gestaltung des Kirchenraums durch Wilhelm Geyer⁴ und Herbert Otto Hajek⁵ in ihren Bann: mittelalterliche Symbolik gestaltet in eindringlicher neuzeitlicher Formensprache. Drei Dinge möchte ich erläutern, nämlich

- die vier Kandelaber,
- die Fenster,
- die zwölf Apostelleuchter.

Die vier Kandelaber

Unter den mächtigen romanischen Jochen, die das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen, stehen vier eiserne Kandelaber. Siebenflämmig sind sie. Die „Sieben“ ist nicht nur im Christentum, sondern auch im Judentum (der siebenarmige Leuchter im Tempel) und im Islam die Zahl der Vollkommenheit. Doch auch im Buddhismus, bei den Babyloniern und bei den Griechen hatte diese Zahl eine besondere Bedeutung. Herbert Otto Hajek gestaltete Mitte des vergangenen Jahrhunderts diese vier schmiedeeisernen Kandelaber, die für die Zahl „Sieben“ in der christlichen Religion stehen: Der siebente Tag ist Gott geweiht; sieben Augen Gottes weisen auf seine Allwissenheit (Sacharija 4 Vers 10: *in einer Vision sieht der Prophet einen Leuchter aus Gold mit sieben Lampen, den Augen des Herrn, die alles sehen, was auf Erden geschieht*); und Jesaja spricht vom siebenfachen Glanz der Sonne im messianischen Zeitalter (Jesaja 30 Vers 26); sieben Bitten hat das „Vater Unser“: sieben Todsünden zählt der Kirchenvater Augustinus auf und er nennt auch die sieben erlösenden Sakramente; die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz und die sieben Schmerzen Mariens wären schließlich zu nennen.



Bild 6: Aurelius, 7-kerziger Kandelaber

An dieser Stelle sollte aus der Schatzkammer der mittelalterlichen „Zahlenmystik“ beispielhaft auch die Zahl „Acht“ Erwähnung finden. Am achten Tag ist Christus

auferstanden, ein für die Christenheit entscheidender Schritt aus der irdischen Wirklichkeit (manifestiert durch die „Sieben“) in die jenseitige göttliche Welt. Es ist also nur logisch, wenn eine große Zahl von Taufsteinen achteckig ist, denn durch die Taufe erfährt der sündige Mensch die Erlösung aus der Welt in die Ewigkeit. Der (allerdings neugotische) Taufstein in der Marienkapelle ist ein gutes Beispiel dafür. Dem aufmerksamen Auge entgeht auch nicht, dass das Fundament der Brunnenkapelle in Peter und Paul achteckig ist. Das Wasser ist lebendiges Zeichen der Reinigung, Erlösung, Heilung. In der Bibel stehen dafür einige Beispiele.

Die Glasfenster in St. Aurelius

Das Bildprogramm folgt einem alten, im Mittelalter häufig in Bildern dargestellten Gedanken. Die christliche Theologie des Mittelalters sah einen Gleichklang zwischen den beiden Testamenten der Bibel. Personen und ihre Taten im Alten Testament galten als Präfigurationen für bestimmte Personen und deren Taten im Neuen Testament. Und umgekehrt sah man das Neue Testament als Erfüllung des Alten.

Lesen wir die Fenster von Westen nach Osten:

- König David als alttestamentlicher Hirte, Harfenspieler und Psalmist. Ihm gegenüber der Heilige Aurelius (er war Bischof in Armenien, also dem Neuen Testament nur mittelbar zuzuordnen) als Hirte seiner Gemeinde.
- Moses mit den Gesetzestafeln; er bringt dem Volk Israel die zehn Gebote Gottes. Ihm gegenüber gestellt der Apostel Paulus mit einer Schriftrolle (übrigens ist dies das ursprüngliche Attribut des Paulus, bevor ihm im Mittelalter mehr und mehr ein Schwert beigegeben wurde wie zum Beispiel auf dem Sandsteinrelief am unteren Torbogen des Peter- und Paulsklosters). Paulus ist der Kündler der Botschaft von Jesus Christus. Das soll die Schriftrolle aussagen.
- Abraham als Vater des Glaubens an den einen Gott. Abrahams Schoß ist ein Ort der Geborgenheit. Ihm gegenüber sehen wir Petrus

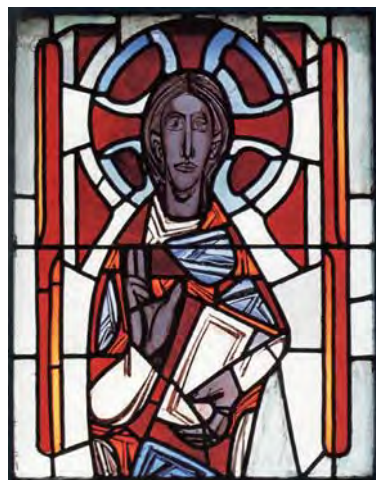
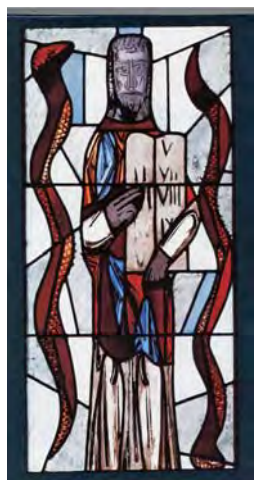


Bild 7 und 8: Aurelius, Glasfenster

mit den Himmelsschlüsseln. Er ist der Fels, auf dem Christus seine Kirche baut.

- Schließlich entdecken wir auf der Nordseite Adam, mit dem die Menschheit das Paradies verloren hat. Ihm gegenüber der „neue Adam“, nämlich Christus, der uns den Weg zurück ins Paradies öffnet. Man erinnere sich an das altbekannte Weihnachtslied aus der Reformationszeit „Heut schleußt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis...“.

Die zwölf Apostelleuchter

Hier sei auf Abschnitt 5 „Zur Gründung von Kirchen“ verwiesen. In der St. Aureliuskirche hat Herbert Otto Hajek Mitte der 1950er Jahre diese biblische, im Mittelalter lebendige Symbolik mit zwölf schlichten in die Außenwände der Seitenschiffe eingelassenen Kerzenleuchtern in eindringlicher moderner Bildsprache gestaltet.



Bild 9: Aurelius, Apostelleuchter (H.O. Hajek)

8. Klostermuseum und die Kanzeln der Marienkapelle

Es gibt zwei Kanzeln, die ältere, eine schlichte barocke Arbeit aus dem Jahre 1698, ist im Klostermuseum zu betrachten (Bild 10). Auf der Kanzelbrüstung sind abgebildet Christus und die Evangelisten Matthäus (Attribut Engel oder Mensch), Markus (Löwe), Lukas (Stier) und Johannes (Adler). Dieses Bildprogramm, meist ohne Christusdarstellung, ist auf Kanzeln häufig anzutreffen. Es soll zeigen, dass die vier Evangelisten die Verkünder des Wortes Gottes sind, welches von der Kanzel herab gepredigt wird.

Auch die neugotische Kanzel, die heute in der evangelischen Marienkapelle steht, folgt diesem Konzept, hier jedoch ohne Christusdarstellung. Bemerkenswert ist, dass die alte Symbolik offenbar noch im späten 19. Jahrhundert verstanden wurde. Auf was gründen sich die seltsam anmutenden Attribute der vier Evangelisten? Man spricht hier vom „Tetramorph“, dessen biblischer Ursprung in einer Vision des Propheten Ezechiel zu suchen ist: Ezechiel berichtet in Kap. 1 von einer Vision, „in der ihm vier geflügelte Gestalten erscheinen, die vorne das Gesicht eines Menschen, rechts das Gesicht eines Löwen, links das Gesicht eines Stiers und hinten das Gesicht eines Adlers hatten“. Von einer ähnlichen Vision wird auch in der Offenbarung des Johannes, Kap. 4, berichtet: „In der Mitte, rings um den Thron, waren vier mächtige Gestalten, die ringsum voller



Augen waren. Die erste sah aus wie ein Löwe, die zweite wie ein Stier, die dritte hatte ein Gesicht wie ein Mensch, und die vierte glich einem fliegenden Adler“.

Zum Schluss ein Ausflug nach Freudenstadt: In der Stadtkirche finden wir das romanische Lesepult – ca. 1150, vielleicht aus Alpirsbach, vielleicht aus Hirsau – mit den vier Evangelisten samt ihren Attributen. Sie tragen die Pultfläche und damit das geschriebene Wort Gottes.

Bild 10: Klostermuseum, Kanzel aus der Marienkapelle (1698), Apostel Matthäus

Literaturhinweise (soweit nicht im Text angegeben):

Die Bibel (Gute Nachricht in heutigem Deutsch und Übersetzung von Martin Luther)

Johannes Jahn/ Wolfgang Haubenreisser: Wörterbuch der Kunst, Stuttgart 1995

Alfred Bertolet: Wörterbuch der Religionen, Stuttgart 1985

Manfred Lurcher: Wörterbuch der Symbolik, Stuttgart 1991

Klostermuseum Hirsau, Führer durch das Zweigmuseum des Bad. Landesmuseums, Karlsruhe 1998

Siedfried Greiner: Die evangelische Marienkapelle – ihre Gemeinde und ihre Pfarrer

Prof. Dr. Anneliese Seeliger-Zeiss: Hundert Jahre Marienkapelle in neugotischer Gestalt, 1992

Prof. Dr. Friedrich Möbius: Himmelssymbolik in den Kirchenbauten der Hirsauer Reform, Jahrbuch des Landkreises Calw, 1995

Günther Binding und Matthias Untermann: Kleine Kunstgeschichte der Mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, Darmstadt 1985

Ernst Badstübner: Kirchen der Mönche, die Baukunst der Reformorden im Mittelalter, Berlin und Leipzig 1992

Jens Rüffer: Mittelalterliche Klöster in Deutschland – Österreich – Schweiz, Darmstadt 2009

S. Pater Morand: St. Aurelius Hirsau, Hrsg. Kath. Kirchengemeinde St. Lioba Bad Liebenzell/ Hirsau 2000

S. Pater Morand: Bilder des Glaubens in Licht und Farbe, Bad Liebenzell 2003

Hildegart K. Keller: Lexikon der Heiligen und der Biblischen Gestalten, Stuttgart 1968

Herbert Brunner: Kunstführer Baden-Württemberg, Pfalz, Saarland, Stuttgart 1967

Prof. Dr. Peter Hofrichter: Die Zeit der Apostel – Paulus und seine Mission in Syrien

Bildnachweise:

Bild 3: Prof. Dr. Peter Hofrichter,

Bild 7 und 8: Günter Beck, Pforzheim,

alle anderen Bilder vom Verfasser

¹ Otto Teschauer „Die Ruinenstätte und ihre Erforschung. Zur Geschichte der Grabungen“ in Landesdenkmalamt Baden-Württemberg: „Hirsau St. Peter und Paul 1091-1991, Teil I Seite 73 ff.

² Reinhold Späth „Die Apostelfiguren in der Marienkapelle zu Hirsau“ Calw 2000

³ Prof. Dr. Friedrich Möbius „Die Klosterkirche zu Paulinzella“, Berlin 1980

⁴ Wilhelm Geyer wurde am 24. Juni 1900 in Stuttgart geboren. Er gilt als einer der bedeutenden deutschen Künstler seiner Zeit, der sich in Malerei, Graphik und Glasmalerei vorrangig christlichen Themen widmete. Geyer starb am 5. Oktober 1968 in Ulm, seiner jahrzehntelangen Wirkungsstätte.

⁵ Herbert Otto Hajek wurde am 27. Juni 1927 in Kaltenbach (Tschechoslowakei) geboren. Er starb am 29. April 2005 in Stuttgart. Hajek war einer der bedeutenden abstrakten Maler, Graphiker und Bildhauer im 20. Jahrhundert. Herausragend sind auch seine Werke mit christlicher Thematik

200 Jahre Amtsgericht Calw

Gerhard Glinka, Calw

Im Jahr 1803 erhielt Württemberg uneingeschränkte Gerichtshoheit. Zunächst wurde das kurfürstliche Oberhof- und Appellationsgericht in Stuttgart installiert.

Nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wurde im Jahr 1806 das Kurfürstentum Württemberg zum Königreich. Dieses war untergliedert in 12 Landvogteien und 64 Oberämter.

Der Oberamtmann hatte sowohl die Aufgabe der Leitung der Amtscorporation als auch die des staatlichen Bezirksbeamten wahrzunehmen. Sukzessive wurde ihm die Finanzverwaltung und auch die Zuständigkeit im Gerichtswesen entzogen.

Insoweit hatte König Friedrich I. am 26. August 1811 beschlossen:

„Die Dorf- und Stadtgerichte verlieren die bisher ausgeübte Gerichtsbarkeit in contentiosen Gegenständen. Untergangssachen bleiben auch fernerhin den Dorfgerichten überlassen.

Im Hinblick auf die contentiosen Gegenstände treten die Oberamtsgerichte an die Stelle der bisherigen Dorf- und Stadtgerichte. Sie bilden im ganzen Königreiche die erste Instanz.“

Die Oberamtsgerichte wurden mit einem Oberamtmann, den Mitgliedern des Ortsmagistrats – wovon ein Mitglied Jurist sein sollte – und dem Stadtschreiber als Actuar besetzt. Sie hatten Klagesachen, welche summarisch und mündlich von den Parteien verhandelt wurden und die die Summe von 50 Gulden nicht übersteigen, zu behandeln. Gant-Sachen erledigen sie definitiv, wenn die ganze Gant-Masse nicht mehr als 500 Gulden beträgt.

„In allen schriftlich verhandelten und solchen Sachen, welche die Summe von 50 bzw. 500 Gulden übersteigen und welche nicht gütlich beigelegt werden können, instruiert das Oberamtsgericht zwar den Prozess, es hat aber die Akten an das ihm vorgesetzte Provinzial-Justizkollegium zur Abfassung des Urteiles einzusenden und sofort diese Urteile zu publizieren und exequiren.“

In peinlichen und in Strafsachen behalten die Oberamtsleute ihren bisherigen Wirkungskreis:

1. in Untersuchungen und Bestrafung geringer Vergehen nach den bestehenden Verordnungen
2. die Untersuchung und Berichterstattung an das Criminal-Tribunal über u.a. kleine unqualifizierte erste Diebstähle, Unterschlagungen, Betrügereien, Injurien-Sachen, bei denen keine oder bleibende Verletzung in Frage kommt

3. bei höheren Criminal-Verbrechen haben sie die zur Feststellung des Tatbestandes nötigen Untersuchungen mit Einschluss der Legal-Inspektion einzuleiten, die Generalinquisition zu führen und wegen Verhaftung des Angeschuldigten das Erforderliche nach den Gesetzen anzuordnen
4. Die Fortsetzung und Beendigung der Untersuchung haben sie den hierzu aufgestellten Landvogtei-Criminalräthen zu überlassen.

Das Provinzial-Justizkollegium in Rottenburg war für die Landvogteien am oberen Neckar, am mittleren Neckar, auf der Alb und im Schwarzwald zuständig.

Gleich im Jahr seiner Gründung kam Arbeit auf das junge Oberamtsgericht Calw zu. Der genaue Umfang der Geschäftsbelastung in diesem Jahr ist nicht mehr feststellbar. Sicher aber ist, dass am 16. Dezember 1811

bei dem löblichen Ober Amtsgericht Calw der Bauhandwerker

Georg Schaible von Eberspiel (Oberreichenbach) Klage gegen

den Heiligenpfleger

Georg Adam zu Simmozheim erhob.

Gegenstand des Rechstreites war eine Baukostenabrechnung: Nach einem Brand im Jahre 1803 wurde die Gemeinde durch wiederholten Fürstlichen Befehl vom Februar und zuletzt vom 29. April 1804 verpflichtet, endlich den Pfarrhausneubau zu realisieren. Von den dafür veranschlagten Kosten hatte die Kurfürstliche Kammerschreiberei 250 fl (Gulden) zu bezahlen, das geistliche Gut 2.000 Gulden, die Brandassekuranz 1.800 Gulden und die Gemeinde 1.413 Gulden und 45 Kreuzer. Der Bau wurde, da Simmozheimer Bauunternehmer sich in früheren Jahren Betrügereien hatten zuschulden kommen lassen, an die Unternehmer Hammann und Schaible in Eberspiel vergeben, aber so mangelhaft ausgeführt, dass ihnen ein Betrag von 267 Gulden, 7 Kreuzer und 3 Heller abgezogen werden sollte.

Diese Prozessakten befinden sich neben zahlreichen Akten aus den Folgejahren im Hauptstaatsarchiv in Sigmaringen. Aus dem Jahr 1812 sind vier Akten archiviert, darunter folgende:

Klage des Königlichen Kameralamtes Hirsau gegen Jakob Roller zu Kentheim

wegen Eigentums an einer Wiese bzw.

Stefan Kraushaar von Simmozheim

gegen Johann Georg Fiesel, daselbst Injurien betreffend.

Die räumliche Unterbringung des neu berufenen Calwer Gerichts ist nicht eindeutig dokumentiert. Es kann aber ziemlich sicher angenommen werden, dass der damalige Oberamtmann Friedrich Braun, der nach der „Instruktion für die unteren Zivilgerichte des Königsreichs“ diesem Gericht vorstand, dies an seinem Dienstsitz auf dem Calwer Marktplatz erledigt hat.

Die Behandlung der Angelegenheiten aus dem Bereich der freiwilligen Gerichtsbarkeit wurde durch Edikt vom 29. August 1819 über die Errichtung der Gerichtsnotariate und der Notanordnung vom 17. April 1826 dem Gemeinderatskollegium übertragen. Diesem stand zur Beratung und Unterstützung in Behandlung der Rechtsgeschäfte, die besondere Gesetzes- und Rechtskenntnisse erfordern, ein besonderer staatlicher Beamter, nämlich der Gerichtsnotar, bei. Er war als rechtskundiges und geschäftsgewandtes Mitglied der Rechtsfürsorge, der auf die Rathäuser hinausging und schon damals als Rechtspfleger bezeichnet wurde.

Die Verpflichtung des ersten Gerichtsnotars Ritter in Calw und des Amtsnotars Strölin in Teinach am 6. Juli 1826 ist in dem dazu erstellten Verzeichnis über den Dienstantritt, die Verpflichtung der Gerichts- und Amtsnotare dokumentiert. Gleiches gilt für die Notare in Neuenbürg, Wildbad und Liebenzell.

Entsprechend der Zuständigkeitsregelung vom August 1811 hatte der Calwer Oberamtmann Ermittlungsverfahren, die dann auch zu Hinrichtungen führen konnten, zu leiten.

Am 2. Oktober 1812 wurden zwei Brüder aus Calmbach, anstatt gerädert zu werden, wie der Spruch lautete, enthauptet, und zwar der jüngere vor dem älteren, damit des letztere Strafe durch den Anblick des sterbenden Bruders eine Schärfung erhalte. Sie hatten einem Händler, der von Wildbad mit einigen Batzen Geld in der Tasche heim eilte, im Wald aufgelauert, hatten ihn ausgeraubt und ermordet.

Am 28. August 1818 wurde eine Raubmörderin aus Teinach hingerichtet. Sie war im Calwer Gefängnisturm, dem „Langen“, während ihrer Haft so dick geworden, das sie auf einem Karren zur Richtstätte geführt werden musste. Am Schafott angekommen, bekam die „Arme Sünderin“ eine Ohnmacht, so das sie vollends hinaufgetragen werden musste. In der Mitte des Schafotts war ein Stuhl aufgeschlagen, auf dem die Delinquentin festgebunden wurde. Rings um das Schafott waren Gerüste für die Richter und Zuschauer, Erwachsene und Kinder, errichtet. Nachdem der Mörderin von den Henkersknechten die Augen verbunden waren und ihre Kutte am Hals los- und aufgebunden worden war, wurde vom Richter nochmals das Urteil verlesen und hierauf der Scharfrichter zum Vollzug des Urteils aufgefordert.

Ab 1. Januar 1818 trat an die Stelle des Oberamtmanns der Oberamtsrichter. Ihm wurden sämtliche Zweige der Rechtsverwaltung übertragen. In diesem Zusammen-

hang hatte König Wilhelm auch verordnet, dass anstelle der bisherigen Appellations- und Kriminal-Gerichtshöfe nunmehr vier Gerichtshöfe treten. Dies war für den Schwarzwaldkreis der Königliche Gerichtshof zu Tübingen.

Begründet wurde dies unter anderem wie folgt: *„Es ist ein dringendes Bedürfnis dafür zu sorgen, dass die infolge dieser neuen Einrichtung zu bildenden Justizstellen nach allen ihnen zu übertragenden Geschäftszweigen sogleich von dem Eintritte in ihre Amtstätigkeit an, unter eine genaue und kräftige Aufsicht gestellt werden“.*

Ab diesem Zeitpunkt führte das hiesige Gericht die Bezeichnung „Königliches Oberamtsgericht Calw“. Der damalige Vorstand erhielt im Jahr 1819 eine Besoldung von 1.300 Gulden.

Das zunächst gemietete Haus auf dem Marktplatz Gebäude Nr. 20 wurde im Dezember 1838 zum Preis von 10.000 Gulden käuflich erworben. Am 24. November 1902 teilte der Amtsvorstand, Oberamtsrichter Fischer, der Kanzleidirektion des Königlichen Landgerichts in Tübingen mit, *„dass das hiesige Gericht nunmehr dem Öffentlichen Telefon unter der Nummer 18 angeschlossen ist“.*

Die stetige Zunahme des Geschäftsanfalls führte schließlich zu einer weiteren räumlichen Veränderung: Im März 1937 wurde mit dem Neubau des heutigen Ge-



Altes Calwer Amtsgericht, Gebäude Nr. 20 am oberen Marktplatz, heute ersetzt durch den Neubau des Schuhhauses Diem
Ausschnitt aus einer Ansichtskarte, vor 1929

Stadtarchiv Calw



Das neue Amtsgerichts-Gebäude in der Schillerstraße nach der Fertigstellung 1938

Foto: Kreisarchiv Calw

richts in der Schillerstraße begonnen. Im November 1938 konnte das neue Amtsgericht bezogen werden.

Einige Verfahren aus verschiedenen Epochen sollen einen Einblick in die jeweiligen Situationen und Befindlichkeiten unserer Region vermitteln.

Im Jahr 1813 sah sich Johann Georg Wurster aus Breitenberg veranlasst, gegen den Schultheißen Lörcher aus Oberkollwangen wegen Kapitalanlehen in Höhe von 200 Gulden zu klagen. Das Gericht hat antragsgemäß zu Gunsten des Klägers entschieden.

Im Jahr 1816 klagte eine Frau aus Effringen. Sie machte – teilweise mit Erfolg – Schadenersatz wegen aufgehobenen Eheversprechens geltend.

Im September 1875 war das Oberamtsgericht mit dem Rechtsstreit des Johann Zeeb aus Liebelsberg gegen Matthias Funk daselbst befasst. Die Parteien stritten um eine Dienstbarkeit über das Recht, aus einem Brunnen Wasser schöpfen zu dürfen. Nach längerer Auseinandersetzung nahm der Kläger schließlich seine Klage zurück.

Eine 27-jährige Kindsmutter aus Breitenberg und der zum Vormund für ihr im Oktober 1902 geborenes Kind erhoben Klage bei dem Königlichen Amtsgericht Calw wegen Ansprüchen aus unehelicher Schwängerung. Geltend gemacht wurden 50 Mark als Kosten der Entbindung und Unterhalt für die ersten sechs Lebenswochen nach der Geburt des Kindes. Der Beklagte hatte verlangt, dass die Klägerin den Eid des Inhalts leiste,

dass sie in der gesetzlichen Empfängniszeit außer mit dem Beklagten mit keiner anderen Mannsperson geschlechtlich verkehrt hätte. Diesen Eid leistete die Klägerin aber nicht, vielmehr nahm sie die Klage zurück.

In einem Prozess mit gleichartiger Problematik wurde der aus Liebzell stammenden Klägerin durch Urteil vom 2. Dezember 1912 „im Namen des Königs“ auferlegt, einen Eid des Inhalts zu leisten, dass sie in der näher bezeichneten gesetzlichen Empfängniszeit nur mit dem Kläger Kontakt hatte. Nachdem sie dies befolgte hatte, wurde der Unterhaltsklage in der Hauptsache entsprochen und der Beklagte verpflichtet, monatlich 60 Mark Kindesunterhalt zu bezahlen.

Neben einem Arbeitsgericht war in Calw zeitweilig ein Erbgesundheitsgericht installiert. Eine seiner zahlreichen Entscheidungen über die Anordnung der Unfruchtbarmachung hat es wie folgt begründet: *„Die vom Staatlichen Gesundheitsamt Calw und vom Gericht angestellte Intelligenzprüfung ergab eine mangelhafte Verstandesanlage. Sein Schulwissen ist gering, im Rechnen ist er besonders schwach ... da äußere Ursachen ausschieden – englische Krankheit und Schwerhörigkeit kann als Ursache nicht gewertet werden – muß angenommen werden, dass es sich um angeborenen Schwachsinn handelt“.*

Im November 1906 wurden auf entsprechenden Antrag der Vater, der mit seinen sechs Kindern bereits 1817 nach Kaukasien ausgewandert war, für tot erklärt, weil von ihnen seit der Auswanderung keine Nachricht mehr eingegangen war.



Haupteingang des neuen Amtsgerichts in der Schillerstraße. Zwischen den Pforten anfänglich Reichsadler mit Hakenkreuz, nach dem Krieg ohne Hakenkreuz. Heute schlichtes Landeswappen. Foto: Kreisarchiv Calw

Im März 1943 wurde ein Strafbefehl folgenden Inhalts rechtskräftig: „Er habe bei der im Dezember 1942 erfolgten amtlichen Viehzählung in Ostelsheim unrichtige Angaben gemacht, indem er für das Jahr 1942 nur 10 Hühner angab, während er 19 solcher besaß. Er wird zu der Geldstrafe von 70 RM, im Uneinbringlichkeitsfalle 10 Tagen Gefängnis verurteilt“.

Mit 100 RM Geldstrafe, im Uneinbringlichkeitsfalle 20 Tagen Gefängnis, wurde im August 1947 die ledige Haus-tochter bestraft, die vorsätzlich verfälschte Lebensmittel ohne ausreichende Kenntlichmachung verkaufte, „indem sie in Lützenhardt zweieinhalb Liter Milch zur Sammelstelle ablieferte, die, wie sie wusste, zu ca. 12% gewässert war“.

Das Justizministerium des Landes Württemberg-Hohenzollern setzte am 12. April 1948 die Vollstreckung der gegen einen Landwirt und Metzger ausgesprochenen Gefängnisstrafe im Wege der Gnade zur Bewährung aus; ihm wurde zur Auflage gemacht, 40 Arbeitstage am Wiederaufbau der Stadt Freudenstadt körperlich mitzuarbeiten sowie neben der festgesetzten Geldstrafe noch eine Buße von 300 RM zu bezahlen. Das gegen ihn ergangene Urteil des Amtsgerichts Calw hatte folgenden Tenor: Der Angeklagte wird wegen zweier Vergehen der Schwarzschlachtung zu einer Gesamtgefängnisstrafe von drei Monaten 15 Tagen und zu der Geldstrafe von 500 RM verurteilt. Die beim Bürgermeister in S. sichergestellten 80 Dosen Fleischvorräte aus dieser Schwarzschlachtung werden eingezogen.

Weit über die Grenzen Calws hinaus Aufsehen erregte das Verfahren gegen den sogenannten „Schleifer von Nagold“. Er war am 14. Oktober 1963 durch die Staatsanwaltschaft Tübingen wegen Vergehens gegen das Wehrstrafgesetz angeklagt und in dem durch den damaligen Amtsgerichtsdirektor Fielitz vor dem Schöffengericht geführten Verfahren zu der Freiheitsstrafe von acht Monaten verurteilt worden. Jene Vorgänge hatten auch weitgehende Auswirkungen auf die Neuregelung der Ausbildungsabläufe in der Bundeswehr.

Das Calwer Amtsgericht war auch Schauplatz eines Strafverfahrens, das im September 1991 gegen einen Schauspieler wegen des Verdachts der vorsätzlichen Körperverletzung, Nötigung und Beleidigung, begangen im Straßenverkehr, anhängig war. Dieser Schauspieler war unter anderem dadurch bekannt geworden, weil er in Fernsehserien einen Fernfahrer auf Achse und einen Rechtsanwalt in Kreuzberg dargestellt hatte. Er war damals in die hiesige Region gekommen, um in Bad Herrenalb in Kleists Werk „Der zerbrochene Krug“ eine der Hauptrollen zu spielen.

Quellen:

Königlich Württembergisches Staats- und Regierungs-Blatt
Manfred Mutz, 180 Jahre Amtsgericht Calw
Akten aus dem Bestand des Haupt-Staatsarchivs Sigmaringen

Die Stephanuskirche Neuweiler

Klaus-Peter Lüdke, Neuweiler

Im 12. Jahrhundert kam es in Mitteleuropa durch glückliche politische Umstände, günstige klimatische Bedingungen und den Aufbau internationaler Handelswege zu einem rasanten Bevölkerungs- und Siedlungswachstum. Dafür wurden Rohstoffe wie Metall und Holz, zusätzliche landwirtschaftlich nutzbare Flächen und Neuerschließungen von Siedlungsgebieten benötigt. An spirituell bedeutsamen Orten waren schon früher auf alten Handels- und Pilgerpfaden Wegkapellen errichtet worden. Wo es dazu noch genug Wasser und bestellbare Flächen gab, da wurden nun Waldhufensiedlungen gegründet, die dem Mischwald auf der Nagold-Enz-Platte immer mehr Waldweiden-, Wiesen- und Ackerflächen abrang.

In Neuweiler ist der älteste Teil der dem hl. Stephanus geweihten Kirche die alte romanische Wegkapelle, über deren Tonnengewölbe im 12. Jahrhundert der Turm



So hat Neuweilers Kirche nach einer 1930 versandten Postkarte von der Hofstetter Straße her fotografiert ausgesehen.
Bild: Archiv Schabert

errichtet wurde. Die fürs 12. Jahrhundert typischen Zangenlöcher der Ecksteine am Turm und genauer datierbare, bauartgleiche Türme (z.B. in der Burganlage Zavelstein) bestätigen dessen Errichtung im 12. Jahrhundert. Damals fehlten noch die spätere Glockenstube und das barocke Spitzdach, die dem heute 36 Meter hohen Turm (mit Hahn) seine typische Gestalt geben. Damit ist der Turm so alt wie die im 12. Jahrhundert entstandene Waldhufensiedlung Neuweiler, die kirchlich zunächst von Ebhausen, später von Zwerenberg aus versorgt wurde.

Ein Symbol der zunehmenden geistlichen Selbstständigkeit der Neuweiler Kirche ist die 240 kg schwere Vier-Evangelisten-Glocke aus dem Jahre 1456, vom Reutlinger Glockengießer Hans Eger im wohlklingenden Cis gegossen. Von ihm stammen auch die größte Glocke im Ulmer Münster und die Mittagsglocke der Herrenberger Stiftskirche. Zu dieser Zeit wurden die Glocken aufgrund der mangelnden Transportmöglichkeiten vor Ort modelliert und gegossen. Die Glocke rief die auf der Hufe lebenden und arbeitenden Menschen zum Gebet und zum Gottesdienst.

Die Glocke schwang offen und für alle sichtbar auf dem flachen Turm. An den ältesten Glockenstuhlbalken in Neuweiler sind noch die Witterungsspuren von Wind und Wetter gut zu erkennen. Die Glocken wurden von Hand geläutet. Noch heute sind die Seilhülsenlöcher in dem Tonnengewölbe der früheren Kapelle sichtbar. Doch für die Uhr und den Stundenschlag gab es seit barocker Zeit halbautomatisierte Lösungen, wovon das alte Neuweiler Turmuhrenwerk Zeugnis ablegt.

In Folge des Reichsdeputationshauptschlusses verpflichtete sich die bürgerliche Gemeinde Neuweiler, sich



Witterungsspuren am Neuweiler Glockenstuhl
Foto: Klaus-Peter Lüdke

dauerhaft mit 50% an den Renovierungs- und Unterhaltungskosten an Uhr, Turm und Glocken zu beteiligen.

1927 wurde das Läutwerk durch Spenden der armen Bevölkerung Hofstetts und Neuweilers vervollständigt: mit der 372 kg schweren Glocke und der Inschrift "Ich wurde aus freiwilligen Beiträgen der Neuweiler und Hofstetter Bürger gegossen" und mit der kleineren 172-kg-Glocke "Nach Krieg und Not und tiefem Fall ruf ich ins Land mit starkem Schall, nimm Herr, Gott, uns in deine Hut, schenk uns des güldnen Friedens Gut". Nach nur 13 Jahren ließ das NS-Regime 1940 die neuen Glocken zu Rüstungszwecken abhängen und einschmelzen.

Die Ersatzglocken aus dem Jahre 1949 waren von schlechter Qualität, eine ist sogar gesprungen. 20 Jahre später, am 24. Oktober 1969, wurden die heutigen neuen Glocken in Karlsruhe zur Todesstunde Jesu gegossen. Am 9. November 1969 erklangen sie erstmals im Rahmen eines Festgottesdienstes auf dem Neuweiler Kirchturm: In H (330 kg) und Gis (485 kg) ergänzen sie die Vierevangelisten-Glocke wohlklingend im Te-Deum-Motiv: "Dich Herr loben wir". Fehlt nur doch eine in E, für die der Platz reserviert ist.

Die kleine alte Neuweiler Vierevangelisten-Glocke läutet als Taufglocke zu Taufen und eine Stunde vor Gottesdienstbeginn. Die Kreuzglocke, die kleinere der neuen Glocken, trägt den Schriftzug "Christ ist erstanden" und ein Schiffsmonogramm mit Masten in Kreuzesform. Sie läutet zum Gebet zur 6. und 9. Stunde (Kreuz-Läuten um 11 Uhr und um 15 Uhr) und jeweils eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst. Die große Betglocke trägt die Inschrift "Ehre sei Gott in der Höhe" und ein Weltkugelkreuz als Monogramm. Sie läutet zum Vaterunser und um 18 Uhr zum Abendgebet (Sommerzeit 20 Uhr). Alle drei Glocken läuten samstags um 15 Uhr den Sonntag ein, sie läuten direkt vor dem Gottesdienst, zum Jahreswechsel und zur Überführung eines Verstorbenen. Außerdem schlagen die Glocken viertelstündlich, um die Uhrzeit anzusagen.



Neuweilers Vierevangelistenglocke von Fritz Eger

Foto: Klaus-Peter Lüdke

Zwei Drittel des Kirchenschiffs (zum Turm hin) und der gotische Taufstein sind dem 15. Jahrhundert zuzuordnen. Die romanische Stephanuskapelle erhielt einen gotischen Türbogen vorgesetzt.

Seit 1565 hatte Neuweiler dann eine eigene evangelische Pfarrei. Der erste Pfarrer war Georg Silber. An ihn erinnert die alte zugemauerte Pfarrhaustür, deren Sturz aus dem Jahr 1564 den Namen und das Wappen Georg Silbers trägt: Die dargestellten Silberlocken sind aus dem regionalen Bergbau bekannt.



Lange unbekannt war, was es mit dem eingemauerten Stein an der Rückseite des Pfarrhauses auf sich hat: Es handelt sich um den Sturz einer zugemauerten Tür mit den Symbolen des ersten Neuweiler Pfarrers Georg Silber von 1564.

Foto: Klaus-Peter Lüdke

Das Neuweiler Kirchenschiff wurde mehrfach umgebaut. Auf der Südseite erinnern gotische Fenster an den Bau aus dem 15. Jahrhundert. Auch das große Fenster auf der Ostseite stammt aus dieser Zeit, wurde aber mit der letzten Verlängerung des Kirchenschiffes im 18. Jahrhundert erst dorthin versetzt, wo es sich heute findet.

Die anderen Fenster im Kirchenschiff sind barocker Art und stammen aus dem 18. Jahrhundert. Bei dieser Umgestaltung wurde ein kleines Fenster aus dem 16. Jahrhundert eingebaut, vielleicht aus dem 1769 grundlegend erneuerten und erweiterten Pfarrhaus. Man erkennt den nicht-kirchlichen Ursprung an den Aussparungen für Klappläden, die an der Kirche keinen Sinn machen würden.

Die hölzerne Empore im jüngeren Kirchenschiff trägt an einer der alten Säulen die Jahreszahl 1596 und den Namen des Zimmermanns Hans Roler. Von ihm stammt auch die Empore im benachbarten Oberkollwangen. Die frühere, noch auf alten Fotografien festgehaltene teilweise Südausrichtung der Inneneinrichtung des Kirchenschiffes könnte mit der Nutzung der Kirche durch den württembergischen Adel zusammenhängen, der im Neuweiler zugehörigen Hofstett ein kleines Jagdschloss unterhielt. Der Adel baute in der Regel zur Mittagssonne hin; Kirchen aber erwarteten den auferstandenen Jesus Christus vom Sonnenaufgang her und waren deshalb nach Osten ausgerichtet. Das Gestühl der Neuweiler Kirche wurde erst nach Mitte des 20. Jahrhunderts „geostet“. Nur die Seitenempore behielt ihre Südausrichtung bei.

1634, während des Dreißigjährigen Krieges, fanden Calwer Bürger vor den kaiserlichen Truppen in Neuweiler Versteck, unter ihnen Johann Valentin Andreä, dem der befreundete Neuweiler Pfarrer Jeremias Rebstock (1627 bis 1635 Pfarrer in Neuweiler) Asyl gewährte. Er musste eines der Kinder Andreäs, den kleinen Ehrenreich, auf dem Neuweiler Kirchhof bestatten. Das bemalte hölzerne Epitaph aus dem Jahr 1631 erinnert an Rebstocks im Jahre 1630 verstorbene erste Frau, die Pfarrerstochter Ursula geb. Kayerleber. Ihre Ehe war kinderlos geblieben. Johann Valentin Andreä nannte ihn einen artigen Mann und auserlesenen Freund.



Ein Kunstwerk von 1631 ist das Epitaph in der Kirche von Neuweiler, das an die 1630 verstorbene Frau von Pfarrer Jeremias Rebstock erinnert. Foto: Archiv Schabert

Jeremias Rebstock war am 2. Oktober 1602 in Jesingen an der Ammer als Sohn des Liebenzeller Forstmeisters und späteren Vogtes von Oppenau, Jeremias Rebstock, und der Barbara Brunn geboren worden. 1610 starb seine Mutter, als sie bei einem Brand ihren jüngeren Sohn Johannes Martin (später Dekan in Kirchheim) rettete. 1621 wurde Rebstock Stipendiat und schloss 1623 sein Studium als Magister ab. 1627 kam er nach Neuweiler und heiratete am 25. Oktober die Pfarrerstochter Ursula geb. Kayerleber. Sie starb bereits drei Jahre später im Alter von 25 Jahren. 1635 wechselte Rebstock nach Strümpfelbach und heiratete dort 1636 die Pfarrwitwe Catharina Bab, geb. Sorg. 1651 wurde Rebstock Evangelischer Abt in Blaubeuren und stand

der Evangelischen Klosterschule vor. Hier starb er 1660. Auf seiner Grab- und Gedenkplatte im Kapitelsaal der Evangelischen Klosterschule Blaubeuren steht unten Rebstocks Denkspruch aus Johannes 15: [Jesus spricht:] *Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt, der bringt viel Frucht.*

„Bekannt wurde Rebstock durch seine Mitwirkung an den ‚Württembergischen Summarien oder gründliche Auslegung über die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes‘ (Stuttgart, 1659 und 1667), für die er das 1. Buch Moses bearbeitete. Die weiteren Teile des Werkes stammen von Johann Jakob Heinlin (1588–1660) und Johann Konrad Zeller (1603–1683). Diese auf Veranlassung des Herzogs Eberhard III. entstandene praktisch-erbauliche Bibelauslegung lehnte sich an das Vorbild der Weimarer (oder Ernestinischen) Bibel an. Sie blieb lange im kirchlichen Gebrauch und wurde bis ins 19. Jahrhundert mehrfach bearbeitet.“ (Auszug aus Wikipedia)

Mit Einführung der Reformation wurde großer Wert auf das Hören der Predigt gelegt. Zeitweise galt sogar Gottesdienstpflicht. Dazu waren die bestehenden Kirchen zu klein. Emporen wurden eingebaut. Mitte oder Ende des 18. Jahrhundert reichte auch das nicht mehr. Die Kirche wurde erweitert, in Neuweiler zusammen mit dem Einbau der jüngeren Fenster und dem Bau von Kirchturmdach und Glockenstuhl. Dabei wurde aus der alten bestehenden Empore von 1596 eine nicht mehr benötigte tragende Säule im Turmdach wiederverwendet. Dazu wurde sie auf den Kopf gestellt. Sie hat nun über der Glockenstube ihren Platz als tragende Mittelsäule gefunden. Sie gleicht in Ihrer Verarbeitung den anderen alten Säulen aus dem Jahr 1596.

Im 18. Jahrhundert wurde das bis dahin nahezu quadratische Kirchenschiff verlängert. Deshalb hängen mächtige Verlängerungszapfen im Inneren des Kirchenschiffs von der Decke. Ihre vertikale Verlängerung kommt auf der Kirchenbühne wieder zum Vorschein. Während die gemauerte Sandsteinwand auf der Ostseite um ein ganzes Stück versetzt wurde, störte die alte Fachwerkwand auf der Kirchenbühne niemanden. Sie wurde einfach stehengelassen – für alle Baugeschichtler ein riesengroßer Glücksfall, denn dort ist das aus dem 15. Jahrhundert stammende Fachwerk vor Wind und Wetter geschützt geblieben und noch gut erhalten.

Die älteste Orgelrechnung Neuweilers stammt aus dem Jahr 1725. Die heutige Walcker-Orgel stammt aus dem Jahr 1956. 1822 wurden der Fried- und Kirchhof von einer Mauer umfriedet. 1893 wurde die Neuweiler Kirche bei dem Versuch, sie in Brand zu stecken, nur leicht beschädigt. Heute erinnern daran noch Brandspuren an den hinteren beiden Mittelsäulen.

1921 ließ die bürgerliche Gemeinde auf dem Kirchhof ein Denkmal für die Neuweiler Gefallenen des Ersten Weltkrieges errichten. Sein steinerner Sockel wirkt bis heute wie ein mächtiger Altar der Macht, auf dem der

darauf kniende Soldat geopfert wird. Der alte Altar in der Kirche, ein mächtiger Felsklotz, wie es in alten Kirchenbeschreibungen (Dehio Süddeutschland) heißt, gilt seit der Renovierung des Kircheninnern 1955 als verschollen. Doch könnte es sich nicht um den großen Felsenquader handeln, der gegenüber dem Kirchhofort an der Ecke Kirchweg-Nagolder Straße liegt? Zwei runde Einlassungen könnten wie für Altarkerzen geschaffen sein.



Innenansicht der Kirche um 1950

Bild: Archiv Lüdke

Ihre heutige Innenansicht verdankt die Neuweiler Kirche der grundlegenden Umgestaltung im Jahr 1955/1956. Altar, Taufstein und Kanzel wurden von der südlichen Längsseite des Schiffes in den Osten verlegt. Eine Sakristei wurde angebaut. Der gotische Taufstein (bis 1955 in der Kirchenmitte) bekam seinen neuen Platz vor dem neuen Tauffenster.

Das Chor- und das Tauffenster wurden von Wolf-Dieter Kohler künstlerisch gestaltet. Ihm wurde auch die farbliche Ausgestaltung der Grate der hölzernen Kassettendecke (blau, rot, gold) anvertraut. Das Chorfenster zeigt die Passion Jesu vom Einzug in Jerusalem unten links bis zur Auferstehung ganz oben. Die Finger geben die Zielrichtung an: Unten links zwei Finger nach oben, in der Mitte und oben rechts je ein Finger auch in Richtung des Auferstandenen. Jesus zieht mit der Tisch-

decke ein ins Bild, die man auf dem Bild unten rechts auf dem Tisch liegen sieht. Er kommt also, um uns an seinen Tisch zu laden.

„Die Farbe des Glasmalers nennt man ‚Schwarzlot‘. Sie ist, wie der Name schon sagt, schwarz. Mit ihr werden Köpfe, Hände, Gewandfalten usw. mit dem Pinsel auf das farbige Glas aufgemalt. Teilweise wird auch durch einen Überzug schattiert. Nach der Bemalung kommen die Gläser, auf Stahlplatten gelegt, in den Brennofen. Bei einer Temperatur von etwas über 600 Grad Celsius wird die Schwarzlotfarbe in die Gläser eingebrannt.“ (Wolf Dieter Kohler, Licht und Farbe 1988, S. 113.) Dann sind Schwarzlot und Glas unlöslich miteinander verbunden. Das Schwarzlot des Glasmalers bringt Schatten und



Konturen auf das Glas. Gesichter bekommen ihr Gepräge, Details werden überhaupt erst sichtbar.

Der aus Pforzheim stammende Glasmaler Wolf-Dieter Kohler kannte das Leiden aus eigenem Anschauen. Bevor er den Beruf des Künstlers erlernte, musste er als 17-jähriger Schüler und Flakhelfer in Stuttgart mit ansehen, wie sein Vater von einer Fliegerbombe getötet wurde. Das hat Spuren hinterlassen. Aber trotz aller Dunkelerfahrungen in der Jugend ließ es Kohlers Glaube nicht zu, die bunten Gläser ganz schwarz werden zu lassen. Kohler beließ es nicht bei den Fenstern. Mit seinen Leitfarben Rot, Blau und Braun lasierte er auch die hölzerne Kassettendecke. Übrigens stammte seine Frau Ingeborg aus dem Forsthaus in Hofstett.

Einmal wurde Wolf-Dieter Kohler einige Wochen nach der Einweihung einer erneuerten Dorfkirche vor den Oberkirchenrat zitiert. Kohler hatte nach dem Geschmack des Landesdenkmalamtes wohl etwas zu wenig Schwarzlot verwandt. Ihm wurde entgegengehalten: „Was haben Sie denn mit der Kirche gemacht? Laut Bericht des Denkmalamtes haben Sie sie ‚in eine Schießbude verwandelt‘“. Kohler entgegnete: „Wenn es nur der Gemeinde Freude macht, werde ich diese Sache schon wieder ins Lot bringen“ (Licht und Farbe, S. 78).

Die neue Walcker-Orgel wurde 1956 in den Sakristeianbau integriert. Ein dabei freigelegtes romanisches Weiherkreuz wurde von Helmuth Uhrig mit einem Corpus versehen und zum Altarkreuz umgestaltet. Das Kreuz wurde demnach beim Ausbau der Kirche in die Wand mit eingemauert. Das tat man früher gelegentlich an statisch bedenklichen Stellen am Bau.

Der neue hölzerne Altar von Manfred Heselschwerdt rückte an die Ostseite, nach oben hin von in Buntsandstein gehauenen Reben abgeschlossen, eingerahmt vom Taufstein, der vorher in der Mitte stand und von der neuen Kanzel, die von der Südseite wegrückte. Die Kanzel steht seither auf einer sandsteinernen Lutherrose. Martin Luther kannte sie aus einem Fensterbild im Augustiner-Eremitenkloster in Erfurt. Beim Psalmenbeten war sie ihm mehrmals am Tag ins Auge gefallen. Luther machte sie sich später zu seinem eigenen Wappen: Das rote Herz steht für Gottes Liebe, die sich im Kreuz offenbart hat. Darin gründet Hoffnung auf blühendes Leben in Ewigkeit – dafür steht die weiße Rose auf ursprünglich blauem Grund.

1971 wurde auf dem Turm die Turmkugel neu bestückt und der Hahn von Gottfried Weber um ein geschmiedetes Kreuz erhöht. 1975 wurde das Holzgetäfer an der Wand des Kirchenschiffes angebracht.

Die kunstvoll aus Wurzelholz herausgearbeiteten Opferstöcke wurden 2006 von Reinhold Kirn entworfen und gefertigt. Aus seiner Hand stammt auch der achteckige Konfirmanden- und Osterkerzenständer aus dem Jahr 2008.



Turmkreuz

Foto: Archiv Schabert

Die jüngste Veränderung erfuhr die Neuweiler Stephanskirche bei ihrer Außensanierung im Jahre 2012. Die Turmdachziegel und alle Grate wurden nach historischem Vorbild erneuert. Die Kohler-Fenster und die Fenster der Wetterseite erhielten eine schützende Vorverglasung.

Quellenangaben:

Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bd. 3 (Süddeutschland), Berlin 1908
Art. Bibelwerke in: Gerhard Krause, Gerhard Müller (Hrsg.): Theologische Realenzyklopädie, Bd 6, Berlin 1977, S. 3121
Wolf Dieter Kohler: Licht und Farbe, 1988
Epitaph für Jeremias Rebstock im Kapitelsaal der Evangelischen Klosterschule Blaubeuren

Die alten Forsthäuser im Bereich des Kaltenbronn und das neue Infozentrum Kaltenbronn

Uli Blumenthal, Bad Wildbad

Die Ausgangslage

Um die Schönheiten sowie Eigenheiten des nördlichen Schwarzwaldes, insbesondere des Kaltenbronn mit seinen einzigartigen Hochmooren, der Öffentlichkeit – Einheimischen und Touristen – ins Bewusstsein zu rücken, wurde das Naturpark-Infozentrum Kaltenbronn geschaffen, das im Jahr 2013 durch einen zusätzlichen Ausstellungspavillon erweitert werden soll. Damit wollen die Verantwortlichen u.a. den rückläufigen Übernachtungszahlen im Nordschwarzwald entgegenwirken.

Bei genauerem Hinsehen findet sich in der wald- und wasserreichen Region zwar ein gut ausgebautes Wegenetz für Wanderer, Mountainbiker und Schilangläufer, aber es fehlt – von der Grünhütte abgesehen – an Einkehrmöglichkeiten. Der folgende Beitrag möge zeigen, dass dies nicht immer so war, dass es vielmehr eine Reihe von Forsthäusern gab, die ehemals dem Wanderer als Stützpunkte dienten und die dem heutigen Touristen in ähnlicher Weise Einkehrmöglichkeiten bieten könnten, wenn sie vor dem Verfall gerettet werden könnten.

Im Gebiet der Bikearena Murg-Enz, im größten zusammenhängenden Waldgebiet des gesamten Schwarzwaldes gelegen, bieten sich die (bis auf das Forsthaus Dürreych) unbewohnten, und somit vom Verfall bedrohten Forsthäuser im badischen Eyachtal (im Folgenden auch im Bereich des Brotenau- sowie Dürreychbaches so genannt) sowie in der Rombach als gastronomische Stützpunkte geradezu an. Sie liegen für Wanderer aller Art ideal an schon angebotenen Touren und könnten helfen, die beteiligten Orte untereinander sowie mit dem Infozentrum auf dem Kaltenbronn besser zu vernetzen.

Die reiche Geschichte des Waldgebiets, geprägt durch Armut und Konflikte mit der Obrigkeit und durch generationenlange Rangeleien zwischen den Badenern und Württembergern, könnte anschaulich und „hautnah“ vermittelt werden. Auch die touristische Kooperation der Enztalorte Höfen – Bad Wildbad – Enzklösterle würde durch die neu gewonnenen Stützpunkte bereichert.

Zur Historie: Erste Kolonisten besiedeln abgelegene Waldgebiete

Wie kaum eine andere Region ist der Nordschwarzwald durch riesige, kaum besiedelte Waldungen geprägt: Nicht nur Wilhelm Hauffs „Kaltes Herz“, auch Mark Twain zum Beispiel hat diese literarisch verewigt, sodass sie international ein Begriff sind.

Im 17. und 18. Jahrhundert – es gab noch keine schnel-

len Fortbewegungs- und Kommunikationsmittel wie heute – hatten sich nur hier und da vereinzelt Kolonisten in die Einsamkeit der abgelegenen Waldgebiete vorge- wagt, bevor die staatlichen Forstverwaltungen dann Stützpunkte zur Kontrolle und Bewirtschaftung der ent- fernt gelegenen Wälder einrichteten. Die Forsthäuser Brotenau („breite Aue“) und Dürreych im einsamen Eyachtal sind mit ihren großen Wiesen hellgrüne Inseln im dunklen Wäldermeer und Zeugen einer bewegten Vergangenheit der Grenzregion zwischen Baden und Württemberg.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelang es dem Staat schließlich, die Siedler sowie Inhaber von Privatwäldern durch meist ansehnliche Beträge aus ihren angestammten Besitzungen zu locken, denn je ferner die Staatsgewalt residierte, desto größer die Versuchung etwa zur Wilderei (war doch die Jagd ein Privileg der Obrigkeit).

1874 wurde der Staatswald Kaltenbronn in vier Reviere eingeteilt: in die „Hutdistrikte“

- I Dürreych,
- II Brotenau,
- III Kaltenbronn und
- IV Rombach.

Für deren Waldhüter mussten Forsthäuser gebaut werden, die hier näher beschrieben werden sollen.

Das Forsthaus „in der Rombach“



Der etwa drei Kilometer westlich von Enzklösterle gelegene Rombachhof gehört zu den Relikten einer längst vergangenen Epoche, in welcher der Broterwerb der Bevölkerung mühsam von der Natur abgerungen werden musste. 1835 ersteigerte ein Hauptmann Fülling 444 Hektar Wald mit den dazugehörigen Hofgebäuden von der Stadt Gernsbach für 60.000 Gulden – die großherzoglich badische Forstverwaltung hatte 500 Gulden weniger geboten und so das Nachsehen. Nach-



Auszug aus der Kreis-Freizeitkarte: Lage des Rombacherhofs (Rohnbachhof)

dem er seine Investition durch massive Holzeinschläge versilbert hatte, verkaufte Fülling 15 Jahre später das Anwesen für 25.000 Gulden an den Grafen Ludwig Wilhelm August von Langenstein und Gondelsheim, den illegitimen Sohn des badischen Großherzogs Ludwig und der Statistin am Hoftheater, Katharina Werner. Übrigens war Fülling mit der Schwester von Katharina Werner verheiratet – der Verdacht auf „Vetterleswirtschaft“ am großherzoglich badischen Hof ist somit nicht von der Hand zu weisen.

Erst im Jahre 1856 erwarb dann endlich die großherzoglich badische Forstverwaltung das Revier im Rombachtal (im württembergischen Enzklösterle sagt man „Rohnbachtal“) für nunmehr 36.000 Gulden.

Zu jener Zeit wohnte neben dem Forsthüter noch ein „Waldsasse“ namens Johann Georg Gaus „in der Rombach“, der 1858 sein Anwesen für 600 Gulden an den Staat verkaufte und nach Gernsbach zog, das im selben Jahr seine Gemarkungsrechte an Baden verkauft hatte.

Anschließend übernahm die badische Forstverwaltung den Waldhüter Reinschmidt in den Staatsdienst. Dieser verwaltete nun den „Hutdistrikt IV Rombach“. 1885 übernahm Waldhüter Georg Friedrich Schultheiß das Revier samt Forsthaus, sein Sohn Max erhielt 1921 die Stelle. Aufgrund der räumlichen Nähe wurden Einkäufe, Schulbesuch der Kinder und Postdienste natürlich im nahe gelegenen württembergischen Enzklösterle erledigt.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges geschah dann Fürchterliches im einsamen Tal. Förster Max Schultheiß war mit einem Bruder und seinem ältesten Sohn Erich nach Einmarsch der Franzosen am 13. und 14. April als Zivilist aus dem Keller des Forsthauses geholt und in französische Kriegsgefangenschaft abtransportiert worden. In der Nacht vom 24. auf 25. April 1945 ermordeten dann „vier europäisch aussehende Uniformierte“, die

in einem Jeep gekommen waren, 10 Menschen, darunter die Ehefrau des Försters mit zwei Töchtern sowie mehrere Verwandte. Auch die aus Wildbad stammende Hausgehilfin Marta Trautz gehörte zu den teils schrecklich zugerichteten Opfern.

Einzig der siebenjährige Fritz Schultheiß, der sich voller Angst unter seiner Bettdecke verkrochen hatte, überlebte das brutale Verbrechen im Forsthaus, obwohl auch in seinem Bett Einschusslöcher gefunden wurden. Eine Frau

Becker aus der Gegend von Pforzheim mit ihrer Tochter Felizitas sowie Sofie Schultheiß hatten ebenfalls großes Glück, weil sie nach einer hitzigen politischen Debatte am Vorabend den Rombachhof verlassen hatten, um in der nahe gelegenen Hirschbrunnenhütte zu nächtigen.

Georg Bartl aus Birkenfeld, ein aus französischer Kriegsgefangenschaft entfloherer deutscher Soldat, hatte in der Nacht Schüsse gehört und gesehen, wie der Jeep mit den vier Uniformierten weggefahren war. Als es ruhig war, traute er sich ins Forsthaus, fand die Leichen und meldete in Enzklösterle am frühen Morgen gegen 4 Uhr die Bluttat der Familie Karl Roller. Acht der Opfer wurden am 29. April 1945 auf dem Friedhof Mittelenztal begraben; im Totengräberregister der Gemeinde Enzklösterle wird lapidar vermerkt: „Ermordet im Rombacherhof“.

Bis heute konnte die Bluttat nicht aufgeklärt werden, jedoch liegt es nach Berichten der Zeitzeugen nahe, dass nicht – wie ursprünglich angenommen – Marokkaner innerhalb der französischen Truppen die Täter waren, sondern die Besatzung des Jeeps. Vielleicht war das Verbrechen ein Racheakt von Zwangsarbeiten aus den Lagern im Eyachtal, die unter unmenschlichen Bedingungen geschuftet hatten – so die Mutmaßung des Heimatforschers Fritz Barth.

Nach Rückkehr aus seiner neunmonatigen Kriegsgefangenschaft im Februar 1946 stand Max Schultheiß vor dem Nichts. Dennoch zog er wieder in den zwischenzeitlich geplünderten Rombachhof ein und lebte dort bis zu seiner Pensionierung 1961. Sein Nachfolger verbrachte nur wenige Jahre im einsamen Forsthaus.

Schon lange ist der Rombachhof nun unbewohnt und dient der Fortverwaltung als Stützpunkt. Nur ein Gedenkstein in der Nähe des Forsthauses erinnert an die schrecklichen Ereignisse des Jahres 1945.



Auszug aus der Kreis-Freizeitkarte: Grünhütte, Brotenau und Dürreych

Die anderen im Staatswald Kaltenbronn gelegenen Forsthäuser Dürreych, Brotenau und Kaltenbronn

Das Jagdhaus Kaltenbronn



Infozentrum Kaltenbronn heute und wie es früher ausgesehen hat. Fotos: www.infozentrum-kaltenbronn.de



Zum Kaltenbronn ist schon viel geschrieben worden, er ist ja das Zentrum des riesigen Waldgebietes und war schon früh ein begehrtes Hofjagdrevier der badischen Markgrafen bzw. (Groß)herzöge auf Rotwild und Auerhahn (Obelisk „Auerhahnenstein“ beim Skihang). Noch 1525 gewährte der badische Markgraf einen Freijagdtag, weil Wölfe und Bären überhand genommen hatten. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, ließ sich Ende des 17. Jahrhunderts dort ein Jagdhaus bauen, 1871 entstand das sogenannte Jagdschloss, das sich heute im Besitz der Wirtsfamilie Sarbacher befindet. Auch Kaiser Wilhelm II. weilte neben anderen Prominenten auf dem Kaltenbronn zur Jagd und wohnte dort.

Da der Kaltenbronn unweit der alten Weinstraße und am Übergang zwischen Murg- und Enztal lag, besserten die dortigen Jagdhüter und Hausmeister des fürstlichen Jagdhauses ihr karges Einkommen mit Tagelöhnerarbeiten und durch eine Gaststube mit Weinausschank an Reisende, Hirten (auf den damals weitgehend kahlen Hochflächen weideten im 18. Jahrhundert um die 2000 Rinder!) und die vornehmen Jagdgesellschaften auf.

1761 hatte es Matheis Heiter als Hausmeister des Jagdhauses auf den Kaltenbronn verschlagen; er kann als der erste Wirt in dieser rauen Gegend gelten. Als die Franzosen während der Koalitionskriege 1796 unter General Taponnier über die Passhöhe des Schwarzmiss-Sattels ins Enztal einfielen, plünderten sie die armselige Habe des Heiter-Sohnes Romanus, bevor sie am 9. Juli bei Wildbad die Sachsen nach Norden zurückdrängten.

Als Zentrum des regionalen Tourismus verknüpft das neue Infozentrum im ehemaligen Jagdhaus die Tradition mit den Anforderungen der Moderne. Die anderen

Gebäude wie das Hotel Sarbacher, das ehemalige Jagdschloss und das Forsthaus sind als Kulturdenkmäler in guten Händen.

Das Forsthaus „in der Brotenau“



Forsthaus „in der Brotenau“

Foto: Uli Blumenthal

Eine gute Wegstunde südlich der Eyachmühle liegt der ehemalige Lehmannshof mit zwei noch gut erhaltenen Kellergewölben. Die Lehmmänner waren wegen ihrer Kraft und Trinkfestigkeit weit bekannt, und auch als Waldbesitzer sind sie auf alten Karten schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgewiesen. Kurz nach dem Lehmannshof, zu dem auch eine Mühle gehörte, weitet sich das Tal am Zusammenfluss des Brotenau- und Dürreychbaches zur Großen Wiese.

Von der Einmündung des Dürreychbaches gelangt man in einer knappen Stunde den Brotenaubach aufwärts zur „breiten Aue“, einer am Bach auf über 700 Meter Meereshöhe gelegenen Wiese. Direkt am Wege steht dort das stattliche Forsthaus mit einem Brunnentrog, auf dem die Jahreszahl 1884 eingemeißelt ist. Erst 1952 wich das alte Forsthaus einem Neubau. 1975 fiel die Forstdienststelle Brotenau dem Rotstift zum Opfer, bis 2008 lebte hier noch ein Waldarbeiter, seither ist das Forsthaus verwaist.

Der letzte Kolonist in der Brotenau, Karl Reh, war 1843 zum großherzoglichen Waldhüter bestellt worden. Als er sein Anwesen 1862 an den Staat verkaufte, sicherte Reh für seine Familie ein lebenslanges Wohnrecht im Gebäude. Nach seinem Tode im Jahre 1868 konnte der neue Waldhüter erst nach zähen Verhandlungen und einer Entschädigung an die Mutter Rehs 1869 ins Forsthaus einziehen.

Dieser neue Waldhüter hieß Anselm Lingenfelder und stammte aus Lautenbach. Seine Frau – und dies war höchst verdächtig – stammte aus dem württembergischen und somit protestantischen Gaistal, dessen Bewohner (zu Recht?!) ohnehin der Wilderei in badischen Revieren verdächtigt wurden. Nachdem Frau

Lingenfelder, die in einem Geschäft in Gernsbach ein Kleid gestohlen hatte, neben der Pflege verwandtschaftlicher Beziehungen zu den Gaistälern ein „unerlaubtes Verhältnis“ mit einem Holzhändler aus Reichental nachgesagt worden war, beobachteten die Kollegen Lingenfelders das Treiben im Revier Brotenau genauer. 1879 schließlich erwischten zwei Kollegen den armen Waldhüter beim Wildern: er hatte nachts heimlich einen erlegten Hirsch abtransportieren wollen. Das Vergehen wurde mit der Entlassung aus dem Staatsdienst und einer viermonatigen Gefängnisstrafe sowie der Zahlung der Gerichtskosten geahndet. Auch die Dienstwohnung musste geräumt werden; als Übergangslösung durfte die Familie im Giebelzimmer hausen. Für die fünfköpfige Familie war dies eine bittere Strafe!

Lingenfelders Gnadengesuch wurde abgelehnt; um der Gefängnisstrafe zu entgehen, wurde ihm vom Staat allein die Ausreise nach Amerika zugestanden. Auch nach Verkauf seines Viehs sowie seiner Hausgeräte hatte der ehemalige Waldhüter nicht genügend Geld für eine Ausreise beisammen, sodass der Staat mit einem Zuschuss von 400 Mark aushelfen musste. Am 6. März 1880 verließ die Familie Lingenfelder dann von Antwerpen aus auf einem Dampfer die Heimat und Europa. Im Reisepass stand kurz vermerkt: „Nur zur Hinreise“.

1934 und 1936 verbrachte der spätere Gemahl der heutigen britischen Königin Elizabeth, Prinz Philip von Griechenland, als junger Mann Ferienaufenthalte auf der Brotenau. Gastgeber war die Familie des Försters Merkel.

Am 1. Juni 2011 wurde – nicht einmal der zuständige Förster oder die politisch zuständige Gemeinde Gernsbach wussten Bescheid – mit dem Abbruch des so geschichtsträchtigen Forsthauses begonnen.



Foto: Uli Blumenthal

Das Forsthaus Dürreych

Etwa einen Kilometer westlich der Großen Wiese befindet sich das 1874 gebaute ehemalige Forsthaus Dürreych, das heute noch bewohnt wird. Dort befand sich auf alten Forstkarten „Steinmanns Wies“ und etwa einen halben Kilometer talaufwärts – hier ist heute noch eine weitere

Wiese vorhanden – „Steinemanns Hütt“. Ein Enkel des ersten Wirtes auf dem Kaltenbronn, Matheis Heiter, hatte die Witwe der Kolonisten Steinemann geheiratet und fristete mit seiner Familie ein kärgliches Dasein; die Landwirtschaft gab wegen des rauen Klimas und des mageren Bodens wenig her. Johann Georg Heiter konnte den staatlichen Behörden nicht beweisen, dass seine Behausung auf eigenem Grund und Boden stand – somit war sein Kampf um eine weitere Bleibe im Dürreychtal letztendlich vergebens. Nach fast zwanzig Jahren Verhandlungen war die Familie zum Verkauf der Gebäude bereit. Für insgesamt 1.480 Gulden kaufte der Staat das Anwesen Heiters, bezahlte dessen Schulden und ermöglichte diesem mit einem Handgeld die Ausreise nach Amerika. Der 56-jährige Heiter – seine Frau war inzwischen verstorben – wanderte 1866 mit zwei Söhnen und zwei Töchtern sowie zwei unehelichen Enkeln nach Amerika aus. Die Überfahrt einer weiteren Tochter, die in Paris lebte, finanzierte die Gemeinde Reichental.

Fazit: Die Kulturdenkmale müssen erhalten bleiben!

Das historische Erbe unserer Region darf nicht verfallen. Zumal es viel einfacher und billiger ist, dort Rasthütten anzubieten, wo sich Siedler schon vor vielen hundert Jahren niedergelassen hatten, weil sie dort Flächen für die Landwirtschaft vorfanden und das Wasser und dessen Kraft nutzen konnten. Ein Ausschank für Gäste war in den genannten Häusern übrigens schon in der „guten alten Zeit“ üblich; Forstoberamtmann Hubert Intlekofer hat es so formuliert: „Der Rombacher Hof hatte einen guten Namen, und mancher Wanderer erhielt hier, wie übrigens auch in Brotenau und Dürreych, Speise und Trank.“



Quellen und weitere Informationen:

Fritz Barth, „Hoffnung, Krieg, Not“, Neuenbürg 1995 (2. Auflage)
 Hans Geiler, „Ein Bick ins wilde, schöne Eyachtal“, Neuenbürg 2004
 Forstoberamtmann Hubert Intlekofer, Skripte, Artikel „Forstamt und Forstbezirk Kaltenbronn“ im Stadtanzeiger Gernsbach Nr. 7-14, 1984
 Forstdirektor Friedbert Zapf, Skripte und Zeitungsartikel
 Karten aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe
 Bernhard und Werner Kraft, „Die sagenhaften Lehmmänner >in der Eich<“, Jahrbuch Landkreis Calw, Band 28, Calw 2010

Forsthaus „Dürreych“

Foto: Uli Blumenthal

Seit 120 Jahren hat Neuweiler eine Bank im Dorf

Aus Geschichte und Wandel bei den Spar- und Kreditinstituten

Hans Schabert, Bad Wildbad



Sparkasse (links) und Raiffeisenbank (rechts) haben ihren heutigen Standort in Neuweiler in der Marktstraße. Früher waren in den Dörfern „Wohnzimmerkassen“ üblich.

Es sind 2012 genau 120 Jahre, dass für Geldgeschäfte in Neuweiler die erste Bank ins Leben gerufen wurde. Als Vorgänger der seither ununterbrochen im Oberen Wald tätigen Raiffeisenbank im Kreis Calw nahm der „Darlehenskassenverein Neuweiler, eingetr. Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht“ am 7. November 1892 seine Anfänge. Die Gründung dieses und der Aufbau ähnlicher genossenschaftlicher Vereine in Oberhaugstett schon Mitte des Jahres 1892 sowie zeitlich nach Neuweiler, aber noch vor dem Jahresende in Neubulach, Albulach und Alzenberg-Speßhardt waren die ersten auf der Höhe zwischen Enz und Nagold.

Zwischendurch gab es um die 1970er- und 1980er-Jahre im damals 700 Einwohner großen Dorf vier Banken. Drei davon hatten lange im Wohnzimmer der die Zweigstelle betreibenden Person oder in einem von diesen keineswegs nur für Geldgeschäfte genutzten Raum ihren „Standort“; die vierte war als Postsparkasse mit den Poststelle verknüpft. Heute bestehen noch die Filialen von zwei Instituten: In Sichtweite in der Marktstraße bieten die „Sparkasse Pforzheim Calw“ und die „Raiffeisenbank im Kreis Calw“ ihre Dienste an.

Sparkasse im Lädle und in der Schreinerei

Die Sparkasse war ab 1932 ein „Nebenbetrieb“ der Schreinerei Hanselmann. Die so genannte „Agentur“

wanderte nach einigen Jahren aus dem damaligen Lädle der Seegers, heute das Wohnhaus Wildbader Weg 9, in die Friedhofstraße. Dort hatte der heute im Gewerbe-



Aus dem heutigen Wohnhaus im Wildbader Weg 9, dem Lädle vor dem sich früher der Viehmarkt in Neuweiler abspielte, wanderte die Agentur der Sparkasse 1932 zur Familie Hanselmann, die damals in der Friedhofstraße Domizil und Werkstatt hatte.

gebiet angesiedelte Handwerksbetrieb seinen ursprünglichen Sitz. Dessen Chef Friedrich Hanselmann, gleichzeitig der Bürgermeister, hatte die Aufgabe übernommen. Sein in den 1930er-Jahren die Oberschule besuchender gleichnamiger Sohn nahm eine ganze Zeitlang jeweils montags auf den Weg mit dem Fahrrad nach Calw den Wochenbericht mit, um diesen in der Hauptstelle abzuliefern.

Am 1. März 1969 wechselte die Zweigstelle Neuweiler in die Marktstraße 4; hier fungierte als Leiterin Waltraude Bergner, oft und offiziell vertreten von ihrer Mutter Elisabeth Klink. Am Übergabetag erfolgte die letzte Eintragung in den Büchern durch Ilse Kübler geborene Hanselmann. Bernhard Bergner, der Witwer der ehemaligen Neuweiler Sparkassenchefin, erinnert sich noch, wie alles im Wohnzimmer begann, bald aber in einen separaten Raum ins Untergeschoss verlegt wurde.

Dass die Kreissparkasse Calw und heutige Sparkasse Pforzheim Calw weit zurückreichende Jubiläen feiern kann, hängt damit zusammen, dass zu ihren Vorgängerinnen die Sparkasse Altensteig zählt, deren Gründungsjahr sage und schreibe 65 Jahre weiter zurückliegt, als das vom im Dezember 1901 in Calw auf 1. Januar 1902 gegründeten Mutterunternehmen; auch Wildbad (1852), Herrenalb (1877) und Nagold (1889) sind früher entstanden. Im Pforzheimer Raum geht ein Vorgänger-Institut sogar auf das Jahr 1834 zurück. Nach Neuweiler kam die Sparkasse aber eben wesentlich später. Zeitweise hatte sie in den meisten der heute sieben Ortsteile einen „Kassenhalter“. Sie zog sich dann aber dem Zug der Zeit folgend nach und nach zurück, wie später auch die genossenschaftlichen Institute.

Sparkassendirektor Adolf Keller war ein Agenbacher

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts fuhr vorübergehend eine mobile Zweigstelle, ein Sparkassenbus, an bestimmten Tagen in den Dörfern vor, der sogar im diesbezüglich davor nicht versorgten kleinen Hofstett Halt machte. Die in Neuweiler erstmals ausschließlich und bis heute genutzten Räume neben dem Rathaus weihte die Sparkasse am 13. Juli 1985 ein. Einer der Vorstände des Gesamtinstituts – damals noch Kreis-



sparkasse Calw – war der von 1968 an zur Geschäftsleitung gehörende und ab 1971 über 15 Jahre hinweg als Vorstandsmitglied wirkende, aus Agenbach stammende Sparkassendirektor Adolf Keller (das Bild zeigt ihn im Ruhestand). Der Obere Wald scheint ein guter Boden für erfolgreiche Banker zu sein: Der 2006 bei der Raiffeisenbank Calw mit 45 Berufsjahren

und 30 Vorstandsjahren auf dem Buckel in den Ruhestand verabschiedete Eckhard Huber ist in Neuweiler groß geworden.

Dritte im Bunde im Dorf Neuweiler war die Württembergische Landessparkasse, später Landesgirokasse. Im Haus Lörcher, einem Fuhrunternehmen im Zwerenberger Weg, hatte sie ihren Platz im Ort. Walter Lörcher erinnert sich, dass seine Mutter Margarete Lörcher dort in den 1960er- und 1970er-Jahren die Geschäfte besorgte, die um 1980 nach Calw verlagert wurden. Vorher betreute Frida Hammann diese Zweigstelle noch. In den frühen Sechzigerjahren half auch gerne einmal die Landessparkassenchefin des Orts dem Kollegen von der inzwischen so benannten Spar- und Darlehenskasse auf genossenschaftlicher Seite, Schneidermeister Wilhelm Bihler in der Calwer Straße (abgebrochenes Haus unterhalb vom Blumenlädle), wenn es um den Jahresabschluss ging.

Oberamtmann Lang warb für Darlehenskassenvereine

Die Initiative zur Gründung von Darlehenskassenvereinen in genossenschaftlicher Form ging im Oberamt Calw von keinem geringeren als dem Oberamtmann aus, dem Mann im Bezirk, der unter Beibehaltung der Funktionen später auf seinem Posten Landrat hieß. Oberamtmann Wilhelm Lang warb am 7. November 1892 bei einer Gauversammlung des landwirtschaftlichen Bezirksvereins, zu dessen Vorstand er kurz zuvor gewählt worden war, im „Goldenen Lamm“ in Neuweiler für die Entstehung der auf das Wirken „Einer für alle, alle für einen“ ausgerichteten „Raiffeisen'schen Darlehenskassen“, die vor allem dem Wohl der ländlichen Bevölkerung dienlich seien. Unterstützt wurde der in Schwabbach geborene Pfarrerssohn Lang von Neuweilers Ortsgeistlichem Ludwig Storz; gleich schritten 31 aus der Gemeinde gemeinsam mit ihm sowie Schultheiß Strehler zur Gründung. Man vertraute Lang und seinem Werben, der Regiminalwissenschaft (Verwaltungswissenschaft) studiert hatte; als erste Stelle hatte er 1875/76 die des Aktuariatsverwesers im Oberamt Calw inne, später neben verschiedenen hohen Positionen im Land von 1892 bis 1894 für zwei Jahre auch die des Oberamtmanns in Calw.

Als Gründungsväter und Vorstandsmitglieder des später als Raiffeisenbank firmierenden Darlehenskassenvereins Neuweiler sind 1892 im Eintrag des Genossenschaftsregisters Schultheiß J. G. Strehler, Gemeinderat Michael Seeger, Hirschwirt Johannes Seeger, Schreiner Friedrich Hanselmann und Lammwirt Ernst Burkhardt verzeichnet. Als erster Vereinsvorsteher, heute würde man sagen Vorstandsvorsitzender, ist Schultheiß Strehler, als damaliger Aufsichtsratsvorsitzender Pfarrer Ludwig Storz festgehalten. Als Rechner wirkte Waldmeister Samuel Schanz. Den gleichen Namen hatte der letzte Aufsichtsratsvorsitzende der bis 1969 existierenden selbständigen Spar- und Darlehenskasse Neuweiler; dies war Bürgermeister Samuel Schanz. Seit 2008 hat die Raiffeisenbank in Neuweiler ihren heutigen Platz. Zuvor war

* Neuweiler, 9. Novbr. Aus Anlaß der hier stattgefundenen Gemeinde-Visitation hat letzten Montag der neugewählte Vorstand des landwirtschaftlichen Bezirksvereins Hr. Oberamtmann Lang eine Gau-Versammlung im Gasthaus z. Lamm hier veranstaltet und als Gegenstand der Verhandlung Erörterungen über die Raiffeisen'schen Darlehens-Kassen auf die Tagesordnung gesetzt. Vor äußerst zahlreicher Zuhörerschaft von hier und auswärts legte Hr. Oberamtmann Lang die Grund- und die Vorzüge dieser Kassen, namentlich auch für die ländliche Bevölkerung in gemeinverständlichem Vortrage dar und gab der Versammlung die seither üblichen Statuten dieser Darlehenskassenvereine kund. Hr. Pfarrer Storz dankte dem Hrn. Vorstand für diese gefälligen und wohl aufgenommenen Worte seiner Auseinandersetzungen und empfahl den hiesigen Einwohnern die alsbaldige Gründung eines Darlehenskassenvereins. Sofort zeichneten sich 31 Mitglieder ein, welche Hrn. Schultheiß Strehler als ihren Vorsteher und Hrn. Pfarrer Storz als Vorsitzenden des Aufsichtsrats bestellten. Möge dieser neu gegründete Verein seinen Genossen bald ebenbürtig zur Seite stehen und zum Heil und Segen der hiesigen Einwohnerschaft wirken. — Auch über ein altes Schmerzenskind, eine Straße dem Teinachthal entlang, wurde in besonderer Versammlung mit den Beteiligten Beratung gepflogen. Wir geben uns der frohen Hoffnung hin, dieses Projekt bald verwirklicht zu sehen, umsomehr als wir nach dieser Richtung hin schon längst hiefmütterlich behandelt wurden.

1892 berichtete das Calwer Wochenblatt von der bei der Gauversammlung des landwirtschaftlichen Bezirksvereins erfolgten Gründung der Spar- und Darlehenskasse Neuweiler, die eine der Vorgängerinnen der Raiffeisenbank im Kreis Calw ist.



Nicht bei der ursprünglichen 1965, aber bei einer Einweihung im Jahr 1983 nach einem größeren Umbau wurde dieses Foto aufgenommen, wo der Autor dieses Beitrags als damaliger Bürgermeister in Neuweiler und Aufsichtsratsvorsitzender zusammen mit dem Ersten Bürgermeister-Stellvertreter Fritz Klink die Raiffeisenbank-Zweigstellenleiterin Martha Kübler beglückwünscht.

sie 1965 aus der Wohnung mit der jahrzehntelang als Zweigstellenleiterin tätigen Martha Kübler in ihr erstes, neu errichtetes Bank- und Lagergebäude eingezogen, wo heute das Nähatelier Röll seinen Sitz hat.

Gründung in Zwerenberg erfolgte 1893

Weitere Dörfer zogen nach den ersten Gründungen 1892 nach. Zwerenberg gründete seinen Darlehenskassenverein 1893, und zwar am 7. Januar durch 27 Bürger. Auch hier wurde die Mitwirkung der Bürgermeister Tradition. So war Vorstandsvorsitzender von 1955 bis 1969 Johann Georg Seeger, dessen Amtszeit als Ortsoberrhaupt im Zusammenhang mit der Gemeinde-reform am 31. Dezember 1974 endete. Unter seiner Regie lief noch die Planung des Lager- und Bankgebäudes. Gebaut wurde es nach der Fusion 1969 von der Raiffeisenbank Calw. Nach Aufgabe der im Zuge der modernen Medien nur noch wenig genutzten Filiale wurde das Haus 2008 an die heute darin ansässige Schreinerei Keppler veräußert. In der Genossenschaftsbank wie in der zentralen Pforzheimer Molkereigenossenschaft blieb Seeger nach 1974 noch eine ganze Reihe von Jahren in den ehrenamtlichen Gremien aktiv. Sein Vorgänger im Schultes-Amt, Friedrich Lang, wirkte von 1923 bis 1962 als Rechner der Darlehenskasse.



Das erste Raiffeisenbank-Gebäude in Neuweiler aus dem Jahr 1965 hatte viele Jahre auch ein Waren-Verkaufslager, das jahrzehntelang Johannes Schanz führte.

Eigene Gebäude hatten die Genossenschaften, mit Warenlagern kombiniert, auch in Agenbach und Breitenberg. In Oberkollwangen hatte sich die Raiffeisenbank Calw mit einer kleinen Bankfiliale zeitweilig ab den 1970er-Jahren im Rathaus eingemietet. Aber um die letzte Jahrhundertwende waren solche kleinen Bankstellen wirtschaftlich, technisch und sicherungstechnisch nicht mehr zu halten.

Breitenbergs Bankvorstand erhielt 8 Mark im Jahr



Polizeidiener Braun

1897 war es mit entsprechenden Gründungen in Breitenberg und Oberkollwangen so weit. Von den 440 Einwohnern, die 1897 zusammen in den Teilerorten Vorder- und Hinterweiler lebten, unterzeichneten 30 das Gründungsprotokoll, ein Jahr später waren es 64 Mitglieder. Zum Vorstand gehörten als Vorsitzender der Holzhauer Georg Krauss, weiter

Gerichtsvollzieher Georg Schönhardt, Bäcker Friedrich Hörmann, Bauer Georg Greule und Gemeinderat Martin Ehnis. Den Aufsichtsrat bildeten als Vorsitzender Gemeindepfleger Lorenz Rentschler, dazu Steuereinzahler Michael Kübler, Polizeidiener Michael Braun (Bild), Gastwirt Karl Schuler (von der „Krone“) und die Bauern Jakob Roller, Georg Luz und Mathäus Funk. Der Rechner erhielt eine Jahresentlohnung von 20 Mark, der Vorstandsvorsitzende ein „Geschenk“ von 8 Mark für seine Jahresarbeit zugesprochen. Die erste Breitenberger Bilanz schloss mit einem Gewinn von 107,76 Mark, und im folgenden Jahr, 1898, erhielten die Mitglieder die 4 % Dividende.

Die „Schwestergenossenschaft Oberkollwangen“ hatte nach der Gründung im gleichen Jahr als ersten Vorstand den – so das Protokoll – „Bauern und Schultheißensohn Jakob Lörcher“, dem „Hirschwirt Ulrich Mönch, Bauer und Schultheißensohn Johannes Lörcher, Steuereinzahler Philipp Stoll und Gemeinderat Georg Luz“ zur Seite standen. Den Aufsichtsrat bildeten mit dem Vorsitzenden Kronenwirt Johann Martin Hammann der Schullehrer Gottfried Maier, Kaufmann Michael Hammann, die Bauern „Ulrich Lörchers Sohn Jakob“, Ulrich Hammann, Friedrich Züffle und Gemeinderat Ulrich Lörcher.

Im Jahr 1907 wurde laut im Archiv der Raiffeisenbank im Kreis Calw in Neubulach erhaltenem altem Protokoll „im Rathaus zu Agenbach auf Einladung und unter dem Vorsitz von Schultheiß Wolf“ der Darlehenskassenverein Agenbach als letzter im heutigen Gemeindegebiet Neuweiler gegründet. Hier gehörte eine Warenlager dazu, das vom Rechner Hans Waidelich 1975 noch für viele Jahre Fritz Kling übernahm. Aus den 1922 gültigen Statuten weiß dieser zu berichten, dass der Genossenschaftsanteil damals bei 200 Mark lag und bei Eintritt 50 Mark darauf entrichtet werden mussten. Dies dürfte in den angebrochenen Zeiten der fortschreitenden Inflation keine Gültigkeit mehr gehabt haben.

Fusionen führten zur Raiffeisenbank im Kreis Calw



Seit 1965 sind nach Zusammenschlüssen die ländlichen Darlehenskassenvereine als Raiffeisenbank Calw am Marktplatz in der Kreisstadt präsent.

Die genannten und andere kleinere Genossenschaften gingen in verschiedenen Fusionsphasen nach einer Neugründung der Raiffeisenbank Calw eGmbH am 19. Juni 1965 in dieser auf. Gebildet wurde sie von der übernehmenden Genossenschaft Alzenberg sowie den Spar- und Darlehenskassen Liebelsberg, Oberkollbach, Sommenhardt und Würzbach und erhielt jetzt eine Filiale in Calw. Vorstandsvorsitzender war lange Jahre Würzbachs Bürgermeister Walter Braun. 1967 übernahm mit Helmut Bucher ein gelernter Bankkaufmann die Geschäftsführung, begleitet nach weiteren Zusammenschlüssen 1969 durch einen 14-köpfigen Vorstand und einen Aufsichtsrat mit 13 Mitgliedern. Dazugekommen waren 1967 die Spar- und Darlehenskassen Igelsloch-Unterkollbach, Maisenbach-Zainen und Zavelstein; 1969 traten die bis dahin selbständigen örtlichen Unternehmen aus den Dörfern Agenbach, Breitenberg, Neuweiler, Oberkollwangen und Zwerenberg, heute alles Ortsteile der Gemeinde Neuweiler, der Neugründung von 1965 bei.

Wie bei vorangegangenen Fusionen regionale Vertreter die Gremien vergrößerten, so auch zuletzt. Die Bürgermeister Johannes Kübler aus Breitenberg, Hans Lörcher aus Oberkollwangen und Johann Georg Seeger aus Zwerenberg sowie Zimmermann Willi Maisenbacher aus

Agenbach und Landwirt Georg Mast aus Neuweiler rückten in den Vorstand, Adolf Bischoff mit Sägewerken in Neuweiler und Breitenberg, Schlossermeister Gottfried Weber aus Neuweiler, der Kaufmann Friedrich Hammann aus Oberkollwangen und der Zwerenberger Landwirt Fritz Stockinger wurden Mitglieder des Aufsichtsrats.

2004 erfolgte der bislang letzte Zusammenschluss

Weitere Zusammenschlüsse folgten. 1978 fusionierten die Raiffeisenbanken Calw und Neubulach. Seither ist der Sitz des Instituts Neubulach, das damals – mit aus steuerlichen Gründen – aufnehmende Bank wurde. 1999 schlossen sich die Raiffeisenbanken Altburg (1910 gegründet) und Calw sowie 2004 die Raiffeisenbank Calw und die Ebhauer Bank (im Ort 1892 gegründet) zusammen; seither lautet der Name „Raiffeisenbank im Kreis Calw“. Mit dem letzten Zusammenschluss ist der Betrieb auch gewissermaßen ein Jahr älter geworden: Seither geht die früheste Gründung der vereinigten Unternehmen nämlich auf 1891 zurück, wo der in den 1960er-Jahren mit Ebhausen fusionierte Darlehens-kassen-Verein Rohrdorf ins Leben gerufen wurde. Lag die Bilanzsumme der Raiffeisenbank Calw nach den Zusammenschlüssen Ende 1969 bei knapp acht Millionen Mark, so weist der Geschäftsbericht 2011 der Raiff-

eisenbank im Kreis Calw ein Bilanzvolumen von über 386 Millionen und ein betreutes Kundenvolumen von 640 Millionen Euro aus.

Im Jahr 1970 hatte es im „Altkreis“ Calw, der im Norden mit Birkenfeld bis an die Pforzheimer Stadtgrenze reichte, noch 22 Genossenschaftsbanken gegeben. Sie waren aus zuvor 70 selbständigen hervorgegangen. Heute haben in den Städten und Gemeinden des Landkreises Calw mit der Volksbank Pforzheim, der Raiffeisenbank im Kreis Calw, der Raiffeisenbank Oberer Wald (Simmersfeld), der Volksbank Nordschwarzwald (Altensteig) und der Volksbank Nagoldtal (Nagold) fünf genossenschaftliche Institute Zweigstellen.

Die Filialen der Sparkassen waren innerhalb der Oberämter und in der Folge der Landkreise immer unter einem Dach; sie folgten bei der Kreisreform 1973 auch durch Umgliederung zu den Schwesterinstituten den neuen politischen Verhältnissen, was eine logische Folge der Gewährträgerschaft durch die Kreise war. Die Sparkasse Pforzheim Calw ist zum 1. Januar 2003 durch Vereinigung der „Stadt+Kreissparkasse Pforzheim“ und der „Kreissparkasse Calw“ mit Sitz in der Goldstadt entstanden. Sie ist heute eine der bundesweit größten innerhalb der Sparkassenorganisation.



So hat sich der Platz gegenüber vom Rathaus Neuweiler in jüngerer Zeit verändert: Dort wo seit 2008 die Filiale der Raiffeisenbank im Kreis Calw mit der Bäckerei Walz und einer Eigentumswohnung kombiniert ihren Platz hat, stand zuvor ein altes Bauernhaus, dessen Substanz einen Um- und Einbau nicht zuließ.

Dank und Quellenangaben

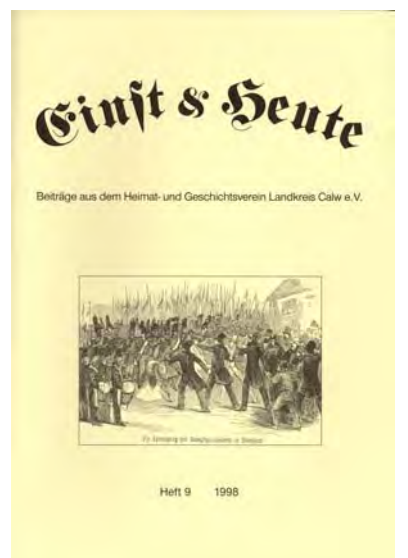
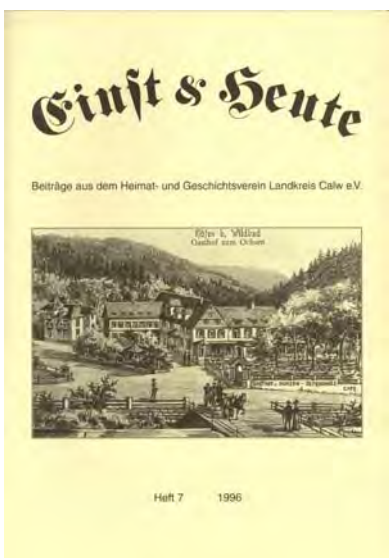
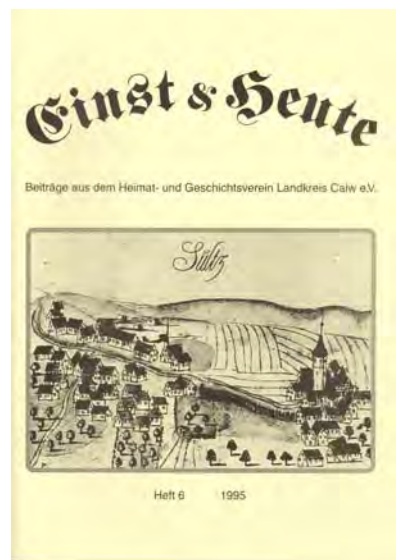
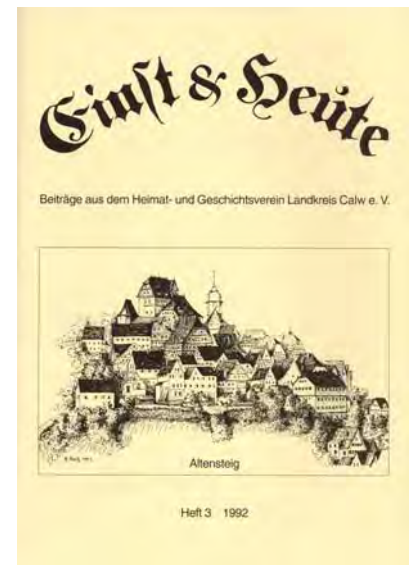
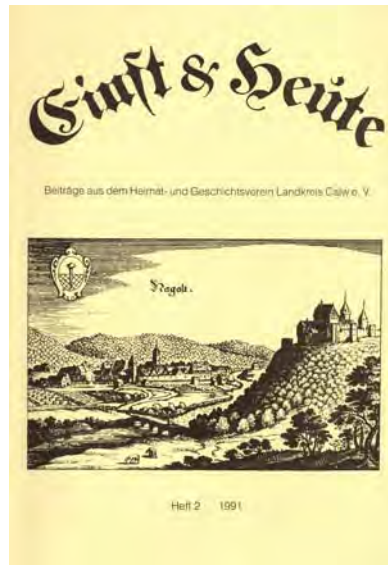
Dank gilt den Personen und Stellen, die für den Beitrag Informationen lieferten, namentlich insbesondere Frau Gudrun Keller von der Abteilung „Werbung & Marktkommunikation“ der Sparkasse Pforzheim Calw, weiter den im Bericht genannten Personen Bernhard Bergner, Friedrich Hanselmann, Fritz Kling, Martha Kübler und Walter Lörcher.

Alle Fotos und Archivbilder dieses Beitrags: Hans Schabert

Informationen entnommen wurden aus

- dem Archiv der Raiffeisenbank im Kreis Calw
- dem Gemeinde- und Bildarchiv der Gemeinde Neuweiler
- dem Calwer Wochenblatt (Jahresband 1892)
- der Zeitung „Kreisnachrichten“ (Calw) vom 21. September 1970
- der Jubiläumsschrift „100 Jahre Raiffeisenbank Calw“ (1992)
- der Schrift „Rückblick auf das Jahr 2001“ der Kreissparkasse Calw
- der Schrift „Die Sparkasse im Spiegelbild der Geschichte“ von Ulf Weinheimer (2002)
- dem Jahresbericht 2011 der Raiffeisenbank im Kreis Calw

Bisher in dieser Reihe erschienen



Ginst & Heute

Beiträge aus dem Heimat- und Geschichtsverein Landkreis Calw e.V.



Heft 10 1999

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreis-Geschichtsverein Calw e. V.



Heft 11 2000

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichts-Verein Calw e.V.



Heft 12 2001

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Heft 13
2002

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Heft 14
2003

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Die Geschichte des Landkreises Calw
Oberwörthach
Suberggraben in Bernack
Nachkommen in der Gemeinde Neuenlocher
Das alte Apothek
Wasser für Zerstörte
Flurmannen in Oberwörthach

Heft 15

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Die militärische Bewachung des Nördlichen Schwarzwaldes im April 1942
Die Flutkatastrophe am 11. April 1943 und die ersten Rettungsversuche nach dem Ausbruch des Erdbereichs
Der 28. April 1947 in Neuenlocher
1943 – Mauerung und Flurmannen in Württemberg
Der Wandel von Wald und Waldgesellschaft im Lössbaugebiet mit 1800
Eggenbach, Hohenbach und Oberwörthach
Das württembergische Königsgeldstück des Jahres 1841
Aus einem Lebervertrag von 1525

Heft 16

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Wie lange schrieben Sie an einem Brief?
Flurkarten und Ortsbeschreibungen
Zustellung der Calwer Landflurverwaltung
Ein Großfränkisches entsteht
Die Martialischen in Willmannen
Flurwesen im Mittelalter
Der alte Gerichtsbezirk
Das Pfarrhaus in Othleben und seine Bewahner

Heft 17

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Wie lange schrieben Sie an einem Brief? Teil
1973 und 1945: Zwei politische Gespräche in Württemberg und insbesondere im Schwarzwald
Die holländische Herrschaft Altmann und sein Vize im 15. Jahrhundert
Eine verschollene Ottomannische Württemberg
Die letzte Hofmann von Göttingen
Aufnahme in den Württembergischen Staatsrat am Beispiel der Namenliste des Schiller-Herrens Hofes
„Wenn Gott will, so ist mein Ziel“
Hanswaffel des württembergischen Herrens Hofes
Der Besitz des ehemaligen Schwarzpulverwerks Sankt Georgen im heutigen Landkreis Calw
Aho und seine Sippenlinie im Kreis Calw

Heft 18

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Kundschaffen von 1509 aus Albstadt
und Biberach: spätmittelalterliche Einblicke
in das „nicht-üblichen“ Leben
Zum Schusselstein von 1837 zwischen Calw
und Pforzheim entlang der württembergisch-
bayerischen Grenze
Gedanken zur Bildung und künftigen
Weiterentwicklung im Neckarschwarzwald
Auf den Spuren von Heinrich Schickler
in Stadt und Amt Albstadt
Die Teilscher Hirschgartenanlage
Das königliche Forsthaus in Langenbrunn
Sonderausstellung für kaltes nordisches Glück
bei Lohrlochschutzhütte
Motherrstellung anno domini...
Zur Verwaltungsgeschichte des Kreises Calw

Heft 19

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Zur Verkehrsgeografie der Calwer Schwarzwaldbahn

Der Bahnhof zu Calw

Napoli - Harzenberg: ein Eisenbahnprojekt mit Geschichte
Der württembergische Straßenbaumeister Georg Heinrich Feldweg

Die Herrschaftsböden auf Station Teinach

Die Entstehung der heutigen B 254

Ein Umzug vor 300 Jahren

Heft 20

Ginst & Heute

Beiträge aus dem Kreisgeschichtsverein Calw



Die Wiedervereinigung Deutschlands

Zeitzeugen berichten anlässlich des 25-jährigen Jubiläums
des Kreisgeschichtsvereins Calw im Jahr 2011

Heft 21

Unsere Kulturförderung:
Gut für die Menschen.
Gut für die Region.

 Sparkasse
Pforzheim Calw